



KULTURKORRESPONDENZ ÖSTLICHES EUROPA

UNGARN UND DIE SCHLACHT BEI MOHÁCS 1526

Mohács – ein
Wendepunkt
für Europa

Relikte der
Jamunder
Kultur

Rosengärten,
Weinberge und
Schlachtfelder

Wo das Licht
war, dort war
Ungarn



INHALTSVERZEICHNIS

6 Epochen I

Mohács – ein Wendepunkt in der europäischen Geschichte

Von Harald Heppner

12 Epochen II

Herzen, Tulpen und Rosetten – Relikte der Jamunder Kultur

Von Edda Gutsche

16 Durch den Sucher

Der Marsch der Mutigen

Von Renate Zöller

20 Der rote Faden

»Wir werden darum kämpfen müssen, gesehen zu werden«. Interview mit Anikó Kramm-Mezei

Von Renate Zöller

23 Rezensionen

› Gunars Janovskis: Der Schildermaler

Von Martin Pabst

› Claudia Rikl: Elbland

Von Ingeborg Szöllösi

› Transferraum Heimat

Von Markus Nowak

› Hugenottenmuseum Berlin

Von Magdalena Gebala

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
rot leuchtet der wilde Klatschmohn zwischen den violetten Blüten des Speisemohns, darüber türmen sich dunkle Wolken. Das Bild entstand bei einer Ungarnreise der KK-Redakteurin Renate Zöller im Mai dieses Jahres – als die Felder in voller Blüte standen. Vor allem in Südungarn, in der Region um Fünfkirchen/Pécs herum, wird der Speisemohn sehr häufig angebaut. Seine schwarzen Samen finden sich in vielerlei Speisen und Gebäck in ganz Ungarn, vor allem in den legendären Bejgli. Nur ihr Name leitet sich vom jiddischen Bagel ab; die mit Mohn oder Walnüssen gefüllte ungarische Hefeteigrolle hat ihren Ursprung vermutlich im 14. Jahrhundert in Schlesien. Nach Ungarn kam sie in der Zeit der Habsburgermonarchie. Heutzutage findet sich der gefüllte Striezel an Weihnachten und Ostern auf fast jedem Festtagstisch.

Ungarn und die Schlacht bei Mohács 1526 heißt die aktuelle Kulturkorrespondenz. Mohács, von den Deutschen erst ab dem 18. Jahrhundert Mohatsch genannt, liegt wenige

Kilometer südöstlich dieser Mohnfelder. Hier wurde das Heer König Ludwigs II. am 29. August 1526 von den Truppen Sultan Süleymans I. vernichtend geschlagen. Die Niederlage leitete den Zerfall des mittelalterlichen Königreichs Ungarn-Kroatien ein. Große Teile des Landes gerieten in den folgenden Jahrzehnten unter osmanische Herrschaft, andere und die gesamten böhmischen Länder kamen dadurch an das Haus Habsburg. Der österreichische Historiker Harald Heppner erklärt in seinem Beitrag, welche gravierenden Folgen das nicht nur für Ungarn, sondern für ganz Europa hatte.

Anlässlich des diesjährigen 500. Jahrestags der Schlacht wurden überall in Mohács und Umgebung Konzerte und Veranstaltungen organisiert. Und auch die Ungarndeutschen feierten in einer großen Parade mit. Denn auch für sie spielte die Geschichte eine besondere Rolle. »Als die Osmanen wieder gingen, kamen die Deutschen«, erklärt János Hábel im Beitrag *Von Rosengärten, Weinbergen und*



26 Momente

Von Rosengärten, Weinbergen und Schlachtfeldern

Von Renate Zöller

34 Perspektiven

Damit die Wurzeln weiterwachsen

Von Christina Arnold

40 Portrait

Wo das Licht war, dort war Ungarn

Von Dawid Smolorz

RUBRIKEN

4 Im Fokus

10 Pinnwand

11 Netzstücke

32 Hand aufs Herz

38 Hinweise

43 Fundstück

43 Impressum

Die KK auch unterwegs lesen:
www.kulturkorrespondenz.de



Schlachtfeldern von Renate Zöller über die Spuren der osmanischen Besatzung im heutigen Ungarn. Nach der Rückeroberung großer Teile Ungarns im späten 17. Jahrhundert wurden aus allen möglichen Regionen des Römisch-Deutschen Reiches Siedler in die ehemals besetzten und inzwischen zu großen Teilen verwaisten Gebiete angeworben, um dort die Wirtschaft anzukurbeln. Die ungarndeutschen Dörfer hatten dadurch einen jeweils ganz eigenen Charakter und Dialekt, erklärt Anikó Kramm-Mezei, Leiterin des Lenau-Hauses in Fünfkirchen, im Interview.

Und gerade diese Vielfalt ist mehr und mehr bedroht. Dem stemmt sich unter anderem das Schulzentrum Valeria Koch entgegen, indem es versucht, junge Menschen schon ab dem Kleinkindalter an die deutsche Sprache heranzuführen. Christina Arnold beschreibt in ihrem Artikel *Damit die Wurzeln weiterwachsen*, wie Kinder nicht nur aus deutschsprachigen, sondern auch aus ungarischen Familien von der bilingualen Ausbildung profitieren.

Redaktion: Renate Zöller
 mit Judith Hördt
 und Susanne Šemelè



Nicht nur der Sprachverlust bedroht die kulturelle Identität der ungarndeutschen Minderheit, auch die Abwanderung. Zahlreiche junge Menschen haben ihre Heimat in den vergangenen Jahren verlassen, weil Arbeitsplätze fehlen, Korruption grassiert und ganze Regionen wirtschaftlich den Anschluss verloren haben. Doch auch in dieser Hinsicht war der Mai in diesem Jahr bedeutend für die ungarische Bevölkerung. Nach sechzehn Jahren unter Viktor Orbán und der Fidesz-Partei kam mit Péter Magyar und seiner Partei TISZA (*Tisztelet és Szabadság Párt*, übersetzt: Partei für Respekt und Freiheit) eine neue politische Kraft an die Macht. In vielen Gesprächen, die Renate Zöller auf ihrer Reise vor Ort führte, klang durchaus auch Sorge und Unsicherheit durch, vor allem aber Hoffnung auf Veränderung. Und was könnte ein schöneres Symbol dafür sein als die rote Mohnblume.

Ihr Deutsches Kulturforum östliches Europa



Dadaist, Provokateur und Meister der literarischen Halbwelt: An den deutschsprachigen Schriftsteller Walter Serner erinnert seit kurzem ein Stolperstein vor seiner letzten Wohnung in Prag/Praha. Der 1889 in Karlsbad/Karlovy Vary geborene Autor wurde 1942 gemeinsam mit seiner Frau nach Theresienstadt deportiert und noch im selben Jahr bei Riga ermordet. Serner wurde vor allem durch sein Dada-Manifest *Letzte Lockerung* sowie durch Werke wie *Der Pfiff um die Ecke*, *Die Tigerin* und *Die tückische Straße* bekannt, in denen er in die Welt von Hochstaplern, Gaunern und Prostituierten eintauchte.



Mohács – ein Wendepunkt in der europäischen Geschichte

Es ist ein Irrtum zu glauben, ein Ereignis, das 500 Jahre zurückliegt, habe für die Verhältnisse von heute keinerlei Bedeutung mehr. Der Schlacht bei Mohács (später auch Mohatsch genannt) in Südungarn, die am 29. August 1526 stattgefunden hat, kommt als militärisches Ereignis zwar kein epochales Gewicht zu, doch ihre politischen und kulturellen Folgen beeinflussten die Entwicklung weiter Teile Europas über Jahrhunderte hinweg und sind bis heute spürbar.

Der Angriff des Hauptheeres der Osmanen, der muslimischen Großmacht in Kleinasien und auf dem Balkan, unter der Führung ihres obersten Herrschers, Sultan Süleyman I., auf das Königreich Ungarn kam keineswegs überraschend. Bereits 130 Jahre zuvor hatte sich König Sigismund von Ungarn bemüht, die Osmanen, die nach der Unterwerfung Bulgariens 1393 die Linie der Unteren Donau erreicht hatten, mittels eines Kreuzzuges zu stoppen. Einem seiner Nachfolger, König Matthias Corvinus, gelang es zwar, dem von Serbien und Bosnien ausgehenden osmanischen Druck standzuhalten. Aber 1521 gelang den Osmanen schließlich die Einnahme der damals ungarischen Grenzfestung Belgrad – knapp 200 Kilometer Luftlinie von Mohács entfernt.

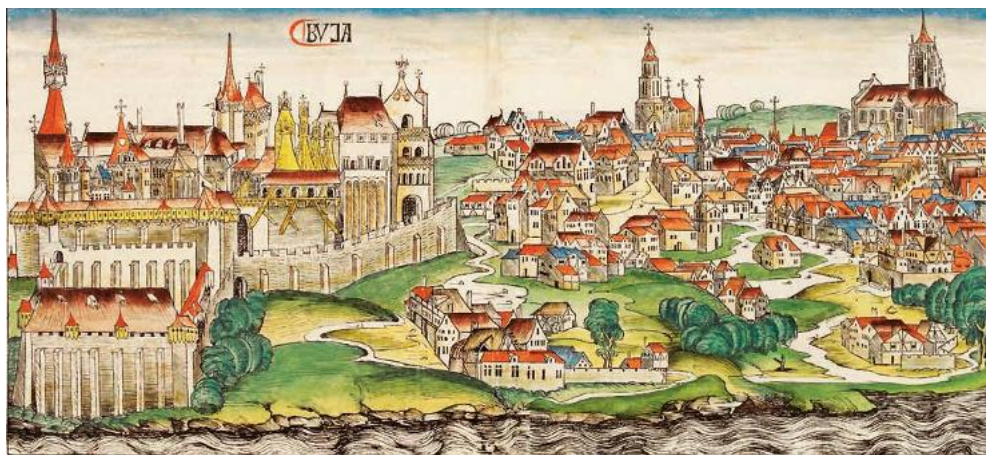
Damit war Ungarn das letzte Bollwerk, das sie an einem Vorstoß nach Westen – letztlich bis nach Wien – hinderte. Die Pannonische Tiefebene bei Mohács lag dabei auf der Route. Unweit der Donau südlich des Mecsekgebirges stellten sich die Ungarn den vordringenden Osmanen. Zahlenmäßig waren sie unterlegen, sie hofften auf den Überraschungseffekt. Zunächst konnte die Kavallerie auch tatsächlich die vorderen Reihen durchbrechen. Aber genau

das wurde ihr schließlich zum Verhängnis: Sie wurde von den Flanken her angegriffen und innerhalb kurzer Zeit brach die Offensive zusammen. Tausende Soldaten wurden getötet, ein markanter Teil der Elite des Landes, viele Magnaten und mehrere Bischöfe verloren ihr Leben, König Ludwig II. ertrank auf der Flucht.

Die Folgen der Schlacht bei Mohács waren weitreichend. Über Generationen hin hatte es vorher bereits mehrere Versuche gegeben, Böhmen, Ungarn und die habsburgischen Länder personell miteinander zu vernetzen und damit in der Mitte des Kontinents einen überregionalen Machtschwerpunkt zu bilden. Diesbezügliche Versuche gingen von Ungarn, Polen-Litauen, aber auch von den Habsburgern aus, die damals lediglich eine bescheidene Hausmacht in den Alpenländern besaßen. 1526 fiel Ferdinand I., dem späteren deutschen König, dabei die entscheidende Rolle zu. Grundlage dafür war ein Vertrag, den sein Großvater, Kaiser Maximilian I., mit den in Ungarn und Böhmen regierenden Jagiellonen abgeschlossen hatte: Diejenige der beiden Familien, die keinen männlichen Erben besitze, habe die Herrschaft über ihr Land an die andere Familie zu



Ein Denkmal im Zentrum von Mohács
erinnert an die Opfer der beiden Weltkriege.
© Renate Zöller



Links: 1493 war Ofen/Buda eine aufstrebende Stadt, erst 1541 wurde auch sie von den Osmanen eingenommen. Rechts: Ludwig II., König von Ungarn, starb 1526 auf der Flucht vom Schlachtfeld bei Mohács; sein Reich fiel an die Osmanen.

übergeben. Der Schwager Ferdinands I., Ludwig II. – König von Ungarn und Böhmen – fiel in der Schlacht bei Mohács, ohne einen Nachfolger hinterlassen zu haben. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Ende des Ersten Weltkrieges blieben die Schicksale der drei Nachbarländer über die Dynastie der Habsburger daher eng verknüpft. Die daraus resultierenden Konsequenzen lassen sich auf regionaler, überregionaler und kontinentaler Ebene ausmachen.

Der Weg für die Expansion der Osmanen war freigeräumt, sie drangen bis nach Wien vor, das sie vom 27. September bis zum 14. Oktober 1529 erstmals belagerten. Große Teile Ungarns und seiner Nebenländer Siebenbürgen und Kroatien gerieten unter osmanische Herrschaft, erst am Ende des 17. und im frühen 18. Jahrhundert konnten die Türken auf den Balkanraum zurückgedrängt werden. Die langjährige Kriegsfront erforderte in den angrenzenden Ländern (in der Handelsrepublik Venedig, in Kroatien, Siebenbürgen und in Polen) viele personelle und materielle Mittel sowie Aufmerksamkeit, dadurch konnte es zu keiner nennenswerten Weiterentwicklung kommen.

Erst nachdem Ofen/Buda von den Habsburgern 1686 erobert worden war und die Osmanen den mittleren Donauraum verlassen hatten, holte man dort nach, was im europäischen Westen in der Zwischenzeit vorangebracht worden war. Die Modernisierung verlief jedoch schleppend. Die Bevölkerung im Königreich Ungarn war auf die unvermeidbaren Reformmaßnahmen nicht vorbereitet und reagierte nur langsam und widerstrebend auf innovative Impulse. Und doch erfasste die Dynamik des Wandels die habsburgische Sphäre erheblich früher und intensiver als die osmanisch verbleibende Nachbarschaft, wodurch sich die unterschiedlichen Entwicklungswege von Orient und Okzident im Südosten Europas weiter auseinanderentwickelten. Die neue politische Lage, die der Ausgang der Schlacht bei Mohács herbeiführte, verschaffte den Habsburgern zwar einen beträchtlichen Machtzuwachs. Es fiel ihnen dadurch

aber auch die Aufgabe zu, die christlich-europäische Welt gegen die osmanische Übermacht zu verteidigen. Sie wollten einerseits Ungarn nicht verlieren und hatten andererseits die österreichischen Erbländer und das Königreich Böhmen zu schützen. Dies geschah auf folgende Weise: Über Jahrzehnte musste der Wiener Hof an die Sultane Tribut zahlen – offiziell beschönigend als »Ehrengeschenk« bezeichnet. Auf dem Boden Kroatien, später dann auch in Slawonien, im Banat und in Siebenbürgen, wurde schrittweise die sogenannte Militärgrenze aufgebaut, die den Zweck hatte, einen Sicherheitspuffer zum benachbarten Osmanischen Reich zu schaffen. Darüber hinaus bemühten sich die habsburgischen Herrscher über Generationen, in Form von Geld und Truppen von den Ländern des Römisch-Deutschen Reiches Unterstützung zu bekommen. Ohne diese Hilfe wäre die Abwehr der türkischen Armee nicht zu schaffen gewesen.

1699 mussten die Osmanen einem ersten Friedensvertrag zustimmen, durch den große Teile Ungarns und Slawoniens an die Habsburger fielen, Polen Podolien zurückerhielt und Venedig Gebiete in Dalmatien und auf dem Peloponnes zugeteilt bekam. 1716 begann jedoch ein neuer Krieg, in dem der habsburgische Befehlshaber Prinz Eugen von Savoyen mehrere bedeutende Siege errang. Mit dem Frieden von Passarowitz/Požarevac 1718 erfuhr die Habsburgermonarchie ihre bis dahin größte Ausdehnung.

Nach den Friedensverträgen begann der Wiederaufbau. Kriegsschäden mussten beseitigt und die überalterten Verhältnisse überwunden werden. Dafür wurden gezielt Arbeitskräfte angeworben. Bis ins frühe 19. Jahrhundert setzte ein anhaltender Zuzug von Siedlern aus Mittel- und Süddeutschland ein, der die einheimische Bevölkerung in Ungarn ergänzte und das interethnische und interkulturelle Profil ganz wesentlich bereicherte. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, dass mit den Auswirkungen der Schlacht von Mohács der Untergang der Donaumonarchie bereits



Süleyman I., genannt der Prächtige, ging als Sieger aus der Schlacht bei Mohács hervor und führte die Osmanen auch 1541 erfolgreich an.

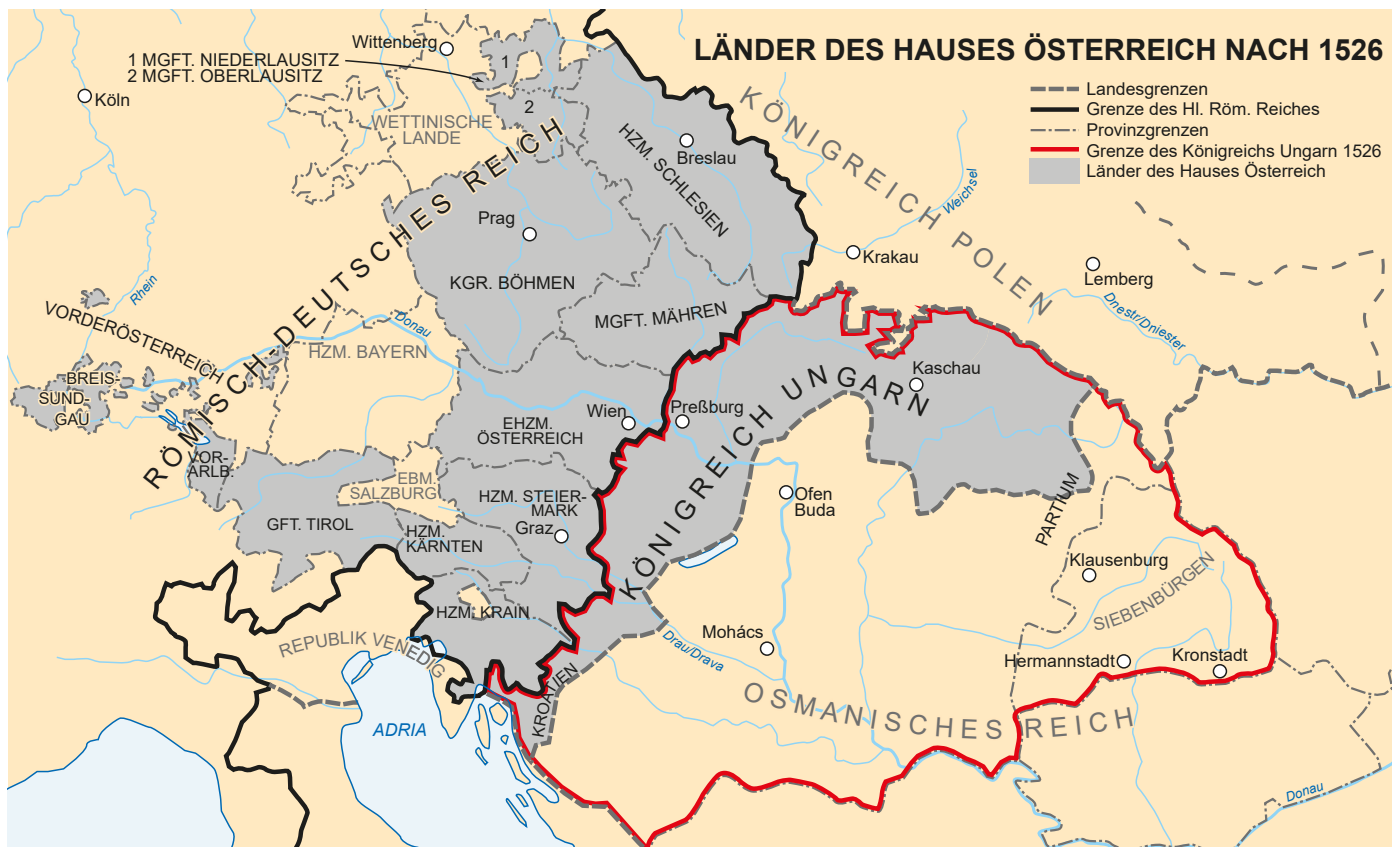
besiegelt war: In der Phase der Urbanisierung, Industrialisierung, Professionalisierung und Nationalisierung im 19. Jahrhundert wurde es ein schier unlösbares Unterfangen, alle nationalen Gruppeninteressen im Donau- und Karpatenraum unter einen Hut zu bringen.

Auch auf die internationalen Beziehungen in Europa hatte die Schlacht von Mohács bleibenden Einfluss. Die familiäre Verquickung der Habsburger mit Burgund, den Niederlanden und Spanien hatte Frankreich schon im ausgehenden 15. Jahrhundert gestört. Mit der Verankerung jener ursprünglich aus der Nordschweiz stammenden Dynastie in Böhmen und Ungarn war deren Macht noch größer geworden. So wurde Paris über Jahrhunderte zu einem Dauergegner von Wien. Auch Venedig war von der 1526 geschaffenen Lage betroffen, zunächst dadurch, dass die Osmanen in den

1530er Jahren in Dalmatien eindringen und die Position der »Serenissima« entlang der ostadriatischen Küste erheblich einengten. Mit der Gegenoffensive Wiens gegen Konstantinopel bekamen die Venezianer zwar ihre dalmatinischen Landstriche schrittweise zurück, doch wurde die benachbarte Habsburgermonarchie so stark, dass sie fürderhin nicht mehr davon abgehalten werden konnte, in den internationalen Seehandel einzusteigen und zwei Häfen auszubauen: Triest und Fiume/Rijeka.

Mit der Niederlage Ungarns bei Mohács im Jahr 1526 begann für die Habsburgermonarchie eine jahrhundertelange Verstrickung mit Angelegenheiten im Südosten – nicht nur mit der Abwehr der Osmanen, sondern auch mit den Konflikten infolge der Nationalstaatsbildung in den Balkanländern und mit der Rivalität zu Russland. Diese Faktoren trugen maßgeblich dazu bei, die Führungsrolle innerhalb Mitteleuropas im Lauf des 19. Jahrhunderts von Wien auf Berlin übergehen zu lassen. Das hatte unmittelbare Auswirkungen auch auf die Bevölkerung der beiden Reiche. Unzählige Familien in Württemberg und Hessen konnten 1526 nicht ahnen, dass ihre Nachfahren rund 200 Jahre später von zuhause aufbrechen und eine ungewisse Zukunft im fernen Ungarn einem Verbleib in Deutschland vorziehen würden. Und die Serben und Rumänen konnten nicht voraussehen, dass rund 400 Jahre später Angehörige ihrer Volksgruppe an der Balkan- beziehungsweise an der Karpatenfront aufeinander schießen würden.

Harald Heppner



Pinnwand

Nordrhein-Westfalen und Schlesien vertiefen Zusammenarbeit

Nordrhein-Westfalen und die Woiwodschaft Schlesien wollen ihre seit mehr als 25 Jahren bestehende Partnerschaft ausbauen. Bei einem Treffen in Kattowitz/Katowice vereinbarten Ministerpräsident Hendrik Wüst und Marschall Wojciech Saługa, die Zusammenarbeit unter anderem in den Bereichen Gesundheitswesen, Cybersicherheit und Krisenvorsorge zu vertiefen. Hintergrund sind die sicherheitspolitischen Folgen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine.

Nordrhein-Westfalen und Schlesien sind jedoch nicht nur durch gemeinsame wirtschaftliche Strukturen verbunden, sondern auch durch eine lange historische Beziehung: Nach dem Zweiten Weltkrieg fanden zahlreiche Vertriebene aus Schlesien in Nordrhein-Westfalen eine neue Heimat. Zudem leben dort heute rund 800 000 Menschen mit polnischen Wurzeln. Wüst betonte, enge regionale Partnerschaften seien gerade in geopolitisch schwierigen Zeiten ein wichtiges Fundament für Europa.

DPA/KK



Erika Rierpl ist »Auslandsdeutsche des Jahres 2025/2026«

Die Ungarndeutsche Erika Rierpl aus Sankt Martin/Szigetszentmárton ist zur »Auslandsdeutschen des Jahres 2025/2026« gewählt worden. Bei dem von der Internationalen Medienhilfe (IMH) veranstalteten Wettbewerb erhielt sie 42 Prozent der mehr als 10 300 abgegebenen Stimmen aus 56 Ländern. Rierpl engagiert sich seit vielen Jahren für die deutsche Minderheit in Ungarn und leitet unter anderem mehrere Volkstanzgruppen sowie Verwaltungsbüros der deutschen Selbstverwaltung in ihrer Region. Die studierte Chemikerin und Juristin setzt sich besonders für den Erhalt der ungarndeutschen Kultur und die Förderung des Ehrenamts ein. Mit dem Wettbewerb werden Frauen deutscher Herkunft ausgezeichnet, die sich außerhalb Deutschlands in besonderer

Weise für Sprache, Kultur und Gemeinschaft engagieren. Erika Rierpl sagte zu ihrem Titelgewinn: »Es ist sehr wichtig, dass die Auslandsdeutschen und ihre außerordentlichen Leistungen mehr Aufmerksamkeit bekommen. Sie sind einzigartige Brückenbauer und Kulturbotschafter. Hoffentlich gelingt dies durch diesen internationalen Wettbewerb der IMH.«

IMH/KK

Evropa-Preis an Roland Borchers

Der Historiker Roland Borchers ist in Berlin mit dem erstmals verliehenen Evropa-Preis ausgezeichnet worden. Er erhielt die Ehrung für sein Engagement in der historischen Aufarbeitung und der europäischen Verständigung. Seit dem 1. Juni ist Borchers Direktor der Stiftung Flucht Vertreibung Versöhnung in Berlin. In seiner Dankesrede bezeichnete er den Aspekt der Versöhnung als zentrale Aufgabe an seiner neuen Wirkungsstätte. Erinnerung an Flucht und Vertreibung müsse dazu beitragen, Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen, sagte er. Der Preis wird vom Verein Evropa e.V. verliehen.

Evropa e.V./KK

Croy-Teppich wird restauriert

Eines der bedeutendsten Exponate des Pommerschen Landesmuseums in Greifswald, der Croy-Teppich, wird bis 2028 restauriert. Das Vorhaben ist Teil der Vorbereitungen auf das Jubiläum »900 Jahre Pommern«, das dann begangen wird. Besucherinnen und Besucher sollen die Restaurierungsarbeiten in einer Schauwerkstatt verfolgen können. Begleitet wird das Projekt von einer internationalen Fachtagung zum Croy-Teppich und seiner Bedeutung für die europäische Kunst- und Kulturgeschichte. Der 1554 entstandene Bildteppich zeigt Reformator Johannes Bugenhagen im Kreis der Herzöge und gilt als eines der wichtigsten Zeugnisse der pommerschen Landes- und Reformationsgeschichte.

Pommersches Landesmuseum/KK



Knapp 1,3 Millionen Euro soll die Reinigung des Croy-Teppichs von 1554 kosten.

Netzstücke

Kultur-Click

Kulturerbe digital
schwarzmeerdeutsche.
in.ua/de



Das Virtuelle Museum der Schwarzmeerdeutschen ist ein Projekt zur Digitalisierung des Kulturerbes der Schwarzmeerdeutschen.

Das Projekt versucht, die Geschichte, Kultur und den Beitrag der deutschen Minderheit der Region zur Entwicklung der Ukraine kompakt zu präsentieren.



Auf der Webseite finden sich übersichtlich dargestellt umfassende und bebilderte Informationen zur Geschichte der Schwarzmeerdeutschen, Karten, Archivmaterialien und Querverweise auf weiterführende Literatur, Institutionen und Museen zum Thema.

Zusätzlich lädt die App »Komm mit!« als interaktiver Reiseführer dazu ein, die deutsche Geschichte der Ukraine auf Reisen zu entdecken. Mithilfe der Navigationskarte lassen sich interessante Fakten über deutsche Siedlungen, Städte, historische Gebäude sowie zahlreiche von deutschsprachigen Künstlern, Schriftstellerinnen oder Musikern geprägte Orte recherchieren. Zu jedem Ort sind Informations-, Bild- und Videomaterial sowie Audioguides in ukrainischer, deutscher und russischer Sprache verfügbar. Das Projekt wird von der Europäischen Union im Rahmen des Programms »House of Europe« gefördert.

Auf die Ohren

Osterweiterung
Podcast
der DGO



OSTERWEITERUNG ist der Podcast der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO) und der Zeitschrift *Osteuropa*. Die DGO ist der größte Verband der Osteuropaforschung im deutschsprachigen Raum und fördert die Forschung zum und die Auseinandersetzung mit dem östlichen Europa über alle Disziplinen hinweg.

Sie versteht sich als Forum zur Diskussion von Politik, Wirtschaft und Kultur in der Region und fördert den europäischen Dialog. Regelmäßig diskutieren und analysieren im Podcast ausgewiesene Expertinnen und Experten aktuelle Entwicklungen und Fragestellungen zu genau diesen Themen, von Warschau bis Wladiwostok, von Murmansk bis zur Moldau. In Episode 21 mit dem Titel *Der Magyar-Moment* sprechen Sonja Priebe (Viadrina Universität) und Kai-Olaf Lang (Stiftung Wissenschaft und Politik) über das Ende einer politischen Ära und den Befreiungsschlag für Ungarn.



Wird Budapest zum Vorbild für andere Bewegungen in Ostmittel- und Osteuropa oder bereitet Viktor Orbán bereits sein Comeback vor?

Feed-Funde

Liebe geht durch den Magen
@zeit.mit.oma



Stefanie Hartmann betreibt mit viel Herz den Instagram-Account @zeit.mit.oma, auf dem sie gemeinsame Aktivitäten in Küche und Garten mit ihrer Großmutter dokumentiert. Stefanies Oma stammt nämlich aus Siebenbürgen.



Der Kanal ist ein richtiger Erinnerungsschatz, der siebenbürgische Traditionen auf lebendige Weise bewahrt. Das begeistert viele: 138 000 Follower schauen regelmäßig dabei zu, wie die 81-Jährige im Gewächshaus Tomaten pikiert, Kuchen backt oder ganze Krautköpfe im 120-Liter-Fass zu Sauerkraut einlegt, während sie aus ihrer Vergangenheit erzählt. Dabei tauscht sie sich mit Stefanies Mutter auch auf Siebenbürgisch-Sächsisch aus.

Vor allem teilt sie aber Rezepte aus ihrer alten Heimat Siebenbürgen: Zitronenstriezel, Sakuska, Ajersch Lawend (Stachelbeerensuppe) oder Paprikasch (Paprika-Ragout, meist mit Hähnchen). Das macht Appetit auf mehr!



Herzen, Tulpen und Rosetten

Relikte der Jamunder Kultur

Jahrhundertlang lebte am Jamunder See in Hinterpommern eine kleine Gemeinschaft, deren Brauchtum, Trachten und Kunsthandwerk sich deutlich von ihrer Umgebung unterschieden. Aus der Begegnung deutscher Siedler mit slawisch-kaschubischen Traditionen entstand eine eigenständige Volkskultur. Das Museum Jamunder Hof und das alljährliche Volkskunstfestival »Jamunder Messe« halten die Erinnerung an diese verschwundene Welt wach.

Wiesen, Moore, Feuchtgebiete und hier und da ein Wäldchen. Wären da nicht die neuen Siedlungen, hätte sich die Landschaft kaum verändert. Den Jamunder See/Jezioro Jamno, einen großen, flachen Strandsee, umgibt ein dichter Schilfgürtel. Im Sommer ein beliebtes Segelrevier, liegt er an trüben Herbsttagen da wie ein überdimensionaler silberner Teller. Ein paar träge Möwen, verlassene Bootsstege, im Westen ein dunkel bewaldeter Ufervorsprung und im Norden das helle Band der Nehrung, die den See von der Ostsee trennt.

Jahrhundertlang war diese Landschaft nicht nur geographisch, sondern auch kulturell nahezu von der Außenwelt abgeschnitten. Anders als die Slowinzen oder Lebakaschuben gerieten die Jamunder lange Zeit kaum ins öffentliche Bewusstsein. Dabei brachten sie eine unverwechselbare Kultur hervor, die einerseits Elemente aus dem slawisch-kaschubischen Erbe beinhaltet sowie aus dem Brauchtum und den Traditionen der aus dem Niederrheingebiet, Friesland und wahrscheinlich auch aus Holland eingewanderten Siedler.

Aus bauerlichem Wohlstand erwuchs eine eigene Kunst

Die zwei Dörfer Jamund/Jamno und Labusch/Łabusz galten als einzigartiges Refugium für diese Bauernkultur. Sie wurden als typisch slawische Rundlingsdörfer angelegt. Jamund kam 1248 durch eine herzogliche Schenkung an das Bistum Cammin/Kamień Pomorski. 1331 übergab Bischof Friedrich von Eickstedt das Dorf an

den Rat der Stadt Köslin/Koszalin. Die Bauern waren von nun an verpflichtet, der Stadt den Zins in Geld und Naturalleistungen zu entrichten und Spanndienste zu leisten. Für letzteres hielten sie sich einen Hofknecht. Die Zugehörigkeit zur Stadt brachte im Laufe der Zeit auch Vorteile – Jamund, das Köslin jahrhundertlang mit Lebensmitteln versorgte, war im 19. Jahrhundert das wohlhabendste und bevölkerungsreichste der elf Kämmereidörfer der Stadt. Dadurch erlebte auch die Jamunder Kultur einen immensen Aufschwung.

Die Jamunder hatten nicht nur einen ausgeprägten Sinn für Schönes im Alltag, sie waren auch im Handwerk sehr geschickt. Ihre Möbel und Gebrauchsgegenstände wie Webebrettchen oder Butterformen schmückten sie mit Kerbschnitzereien, die sie mit einem Brotmesser ausführten. Es entstanden Linien-, Herz-, Rad- und Stern-Ornamente, die zum Teil in Blätter und Blumen übergingen, wobei die Tulpe das beliebteste Motiv war und am häufigsten zu finden ist.

Später wurde nicht mehr geschnitzt, sondern Mobiliar und Hausrat bemalt. Man verwendete Blau, Grün, Rot, Gelb und Weiß und malte Rankenwerk mit Tulpen, Feldblumen, Rosetten und Herzen auf dunklem Untergrund. Je später im 19. Jahrhundert die Malereien entstanden, desto prachtvoller wurden sie. Zu den größten Errungenschaften der Jamunder Volkskunst zählen die wunderschön bemalten Stühle mit ihren aus geschälten und ungeschälten gespaltenen Weidenruten geflochtenen Sitzen.



Links Einblick in die Bauernstube, rechts ein Webstuhl



Auch im Stricken, Sticken, Weben und Nähen von Spitzen kamen der Kunstsinn und ein tief verwurzeltes Gefühl für Ästhetik zum Ausdruck. Spitzen waren ein wichtiges Element der Frauentracht und wurden meist zum Verziern der Kopfbedeckungen genutzt.

Zur Alltagstracht der Jamunderin gehörten das ärmellose »Nedderdeil« (Unterhemd), das kurze »fin Hemd« (feine Hemd), das Schnürleib (eine Art kegelförmiges Korsett), Unterröcke sowie der etwas längere Oberrock, der von der Schürze verdeckt wurde. Dazu wurden lange Wollstrümpfe getragen und an den Füßen Pantoffeln mit einem hohen Absatz, der sich weit vorgerückt unter der Schuhsohle befand. Die Kopfbedeckung der Jamunderin bestand aus einem weißen Haubentuch und einer »Mutz« (Kappe), unter der der Zopf hervorquoll.

Zur Hochzeit wurde das ganze Dorf eingeladen

Verließ sie das Haus, zog sie die »Jop« (Jacke) über, die aus schwarzem, selbst gewebtem Wollstoff genäht und innen rot gefüttert war. Der einzige Schmuck, den sie außer dem hochzeitlichen »Pâil« (Kleid) trug, war die »Jöpsel«, die die jungen Burschen aus Horn, Knochen oder Bernstein schnitzten und ihrer Liebsten schenkten. Die »Jöpsel« hielt das »fin Hemd« über der Brust zusammen.

An der Männertracht waren die Fingerhandschuhe aus weißer Wolle mit eingestrickten Mustern das Originellste. Da die Jamunder Mode vorschrieb, dass die unteren Teile der Handschuhe über die Enden der Rockärmel gezogen werden, konnte jeder die Handschuhe sehen. Getragen

wurden sie bei jeder festlichen Gelegenheit. Außer den Fingerhandschuhen gab es noch die schwarzweiß gemusterten Fausthandschuhe, die für den täglichen Gebrauch im Winter bestimmt waren.

Besonders prachtvoll war die Hochzeitstracht. In der ganzen Umgebung von Köslin kannten die Landbewohner den Jamunder »Pâil«, der aus der Brautkrone, dem Halsband mit Kragen und dem Leibband bestand. Mit dem Tragen der Brautkrone war die Hoffnung auf Wohlstand und Fruchtbarkeit verbunden: Sie bestand aus einem Reifen und einem Drahtgestell, auf dem sich ein kunterbunter Berg von Glas- kugeln, Flitterzeug, Federn, künstlichen Blumen und Früchten türmte. Der »Pâil« war Dorfeigentum und wurde gegen eine Gebühr bei jeder neuen Hochzeit ausgeliehen. Stand eine Eheschließung bevor, dann lud der Hochzeitsbitter das ganze Dorf dazu ein. Mit dem Hochzeitsspieß in der Hand machte er sich mit seinem Gesellen auf den Weg. Betrat er die Diele eines Hauses, stieß er dreimal mit dem Spieß auf den gestampften Lehmbo- den und hielt danach mit dröhnender Stimme eine Rede. Dass dabei die Kehle nicht trocken werden durfte, versteht sich von selbst.

Die Hochzeit dauerte sechs Tage und wurde nach strengen Regeln gefeiert, wobei der Hochzeitsbitter immer wieder auftrat und ein Gelage das andere ablöste. Am letzten Tag wurde auf zwei festlich geschmückten Wagen die Aussteuer der Braut vom Haus der Eltern in dasjenige des Mannes überführt.

Mit der Vertreibung der deutschen Bevölkerung 1945/46 brach diese über Jahrhunderte gewachsene Kultur innerhalb weniger Jahre auseinander. Polnische Neusiedler

übernahmen die Höfe, viele Bräuche gerieten in Vergessenheit. Sowohl Tracht als auch Traditionen gingen im 20. Jahrhundert verloren. Dennoch ist das historische Ortsbild bis heute in seinen Grundzügen erhalten geblieben. Das Oval des Dorfangers besteht beispielsweise noch. Kaum zu glauben, dass hier einmal über 500 Menschen gelebt hatten, die fast ausschließlich untereinander blieben und heirateten. Auf dem Anger befanden sich die Kirche mit Kirchhof und Dorfteich. Um den Anger herum reihten sich die Gehöfte, die jeweils ein großes Viereck bildeten.

Zur Straße hin lag die Scheune, die mit dem Torhaus verbunden war. An den Seiten des Hofes standen die Wirtschaftsbauten, in der Mitte lag der Düngerplatz und ganz hinten, parallel zum Torhaus, das giebelständige Hauptgebäude. Betrat man das Haus, gelangte man auf die Diele. Links und rechts befanden sich die Stallräume, auf der einen Seite auch die Schlafstätte für das Gesinde. Die Betten verbargen sich in hohen Nischen und erinnerten an das Märchen von der Prinzessin auf der Erbse. Wenn man zu Bett gehen wollte, musste man erst auf eine Truhe steigen, um anschließend durch das Bettloch zu schlüpfen. Umständlich, aber sicher vor Ungeziefer.

Wo Menschen und Tiere lange zusammenlebten

Am Ende der Diele befand sich der Aufenthaltsbereich der Familie, die »Schwarze Küche« mit Ofen und Rauchloch. Im Balkenwerk hingen Würste, Speckseiten und Schinken zum Räuchern. Hinter dem Herd lagen, abgetrennt durch eine Wand, zwei Stuben und eine Kammer. Unter dem Reetdach gab es mehrere Dachböden, unter anderem den Malzboden, wo das Braumalz lagerte. Eine Besonderheit des Alt-Jamunder Gehöfts war der kleine Anbau, der sich an der einen Giebelseite neben dem Einfahrtstor befand und von demselben Dach wie das Hauptgebäude gedeckt war. Er diente Kälbern oder Schweinen als Stall. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts in neu errichteten Häusern der Schornstein zur Pflicht geworden war, veränderte sich auch die räumliche Aufteilung. Man lebte nicht mehr mit dem Vieh unter einem Dach.

Die meisten der heute noch vorhandenen älteren Bauten in Jamund stammen aus dem 19. Jahrhundert und wurden aus Ziegelsteinen errichtet. In der Mitte des Angers steht die gotische Marienkirche aus dem 14. Jahrhundert, die vor einigen Jahren renoviert wurde. Auf dem alten Kirchhof fanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts die letzten Begräbnisse statt. Aus dieser Zeit stammen auch die letzten hölzernen Grabeinfassungen, die ähnlich wie die Möbel mit den typischen Ornamenten, Rankenwerk und Sprüchen bemalt waren. In den 1930er Jahren waren einige davon noch so gut erhalten, dass sie fotografisch dokumentiert werden konnten.

In unmittelbarer Nähe der Kirche wurde der Museumshof Jamunder Hof/Zagroda Jamneńska, ein Kossätenhof aus dem 19. Jahrhundert, wieder aufgebaut. Im Wohngebäude wird eine ständige Ausstellung zur Jamunder Geschichte und Kultur gezeigt. In der Scheune finden Workshops sowie verschiedene kulturelle Veranstaltungen statt.

Jedes Jahr lockt das Volkskunstfestival »Jamunder Messe« zahlreiches Publikum an. Durch das Dorf führt ein Lehrpfad mit Informationstafeln, bewacht von den »Juelkes«. Dieses drei Fuß hohe Völkchen hauste der Legende nach in einem nicht mehr existierenden Grabhügel am Ufer des Jamunder Sees. Die Menschen, die hier lebten, wussten um die Existenz der Zwerge und sorgten für sie. Dafür halfen die Juelkes in Notzeiten den Menschen.

Edda Gutsche



Die Jamunder Brauttracht

Der Marsch der Mutigen



»Nur mutige Menschen können sich versöhnen, Hass und Krieg schüren kann jeder Idiot«, ruft Bernd Posselt, Vorsitzender der Sudetendeutschen Landsmannschaft, den Menschen zu, die sich Pfingsten 2026 auf der Wiese vor den Toren von Pohrlitz/Pohořelice versammelt haben. Sudetendeutsche und ihre Nachkommen, Tschechen, jung und alt, sowie Vertreter aus Politik und Kirche. Sie gedenken der Menschen, die beim sogenannten Brünner Todesmarsch Ende Mai 1945 ums Leben kamen. Mehr als 20 000 deutschsprachige Brünner, vorwiegend Frauen, Kinder und Ältere, waren damals beim Augustinerkloster zusammengetrieben und Richtung österreichischer Grenze gezwungen worden. Aber die Grenze war gesperrt. Deshalb wurden die Vertriebenen in Pohrlitz tagelang in Lagerhallen gepfercht, ohne Verpflegung, ohne Waschmöglichkeiten. Während des Marsches und in den folgenden Wochen starben mindestens 1700 Menschen.

In der kommunistischen Tschechoslowakei war das Thema tabu. Erst nach der Samtenen Revolution entstand eine Gedenkstätte. 2007 organisierten junge Aktivistinnen und Aktivisten einen ersten Gedenkmarsch von Brunn nach Pohrlitz. 2015 verabschiedete die Brünner Stadtregierung



Alexander Dobrindt bedankt sich bei der Gedenkveranstaltung für dieses »historische Ereignis« vor allem bei den Initiatoren, der Organisation Meeting Brno, die er als »wahre Brückenbauer« bezeichnet.



Ein paar Protestierende bleiben dezent und weitgehend geräuschlos hinter der Hecke. Vor allem am Ende des Marsches tauchen sie vereinzelt auf. »Pojďte s námi na pivo!« (Kommt doch mit uns auf ein Bier!), rufen die Wandernden ihnen zu.

eine »Deklaration der Versöhnung und gemeinsamen Zukunft«, in der sie offiziell ihr tiefes Bedauern über die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung ausdrückte. Seither gibt es jährlich einen Versöhnungsmarsch in umgekehrter Richtung, von Pohrlitz nach Brünn. In diesem Jahr hatte der Veranstalter, die Bürgerinitiative Meeting Brno, die Sudetendeutsche Landsmannschaft dazu eingeladen, den Sudetendeutschen Tag erstmals in Tschechien stattfinden zu lassen, der traditionell ebenfalls an Pfingsten gefeiert wird.

Das fand nicht nur Befürworter. Das tschechische Parlament verurteilte die Veranstaltung der Sudetendeutschen auf tschechischem Boden als geschichtsvergessen und rief dazu auf, sie abzusagen. Sie fand dennoch statt – unter der Schirmherrschaft des tschechischen Präsidenten Petr Pavel und mit ausdrücklicher Zustimmung der Brünner Oberbürgermeisterin Markéta Vaňková.

Die größten Proteste gab es ausgerechnet am ersten Tag des Treffens, beim Gedenken an die Verbrechen der Nationalsozialisten am Brünner Hauptbahnhof. Rund 500 Menschen hatten sich auf Gleis 5 versammelt, von dem aus während der deutschen Besatzung die Transporte in die Konzentrationslager abfuhren. Unter den Gästen waren auch die beiden Shoah-Überlebenden Eva Paddock und Milena Grenfell-Baines sowie Nick Winton, der Sohn von Sir Nicholas Winton, der die beiden Frauen als Kinder nach Großbritannien gerettet hatte.

Bernd Posselt bezeichnete die nationalsozialistischen Verbrechen als »die schlimmsten der Geschichte«. Er sprach sich für ein geeintes Europa aus und warnte vor der »Pest des Nationalismus«. Etwa hundert Menschen hielten Plakate hoch: »Finger weg von den Beneš-Dekreten«. Sie unterbrachen Posselts Rede mit Pfiffen. Der blieb gelassen. Es

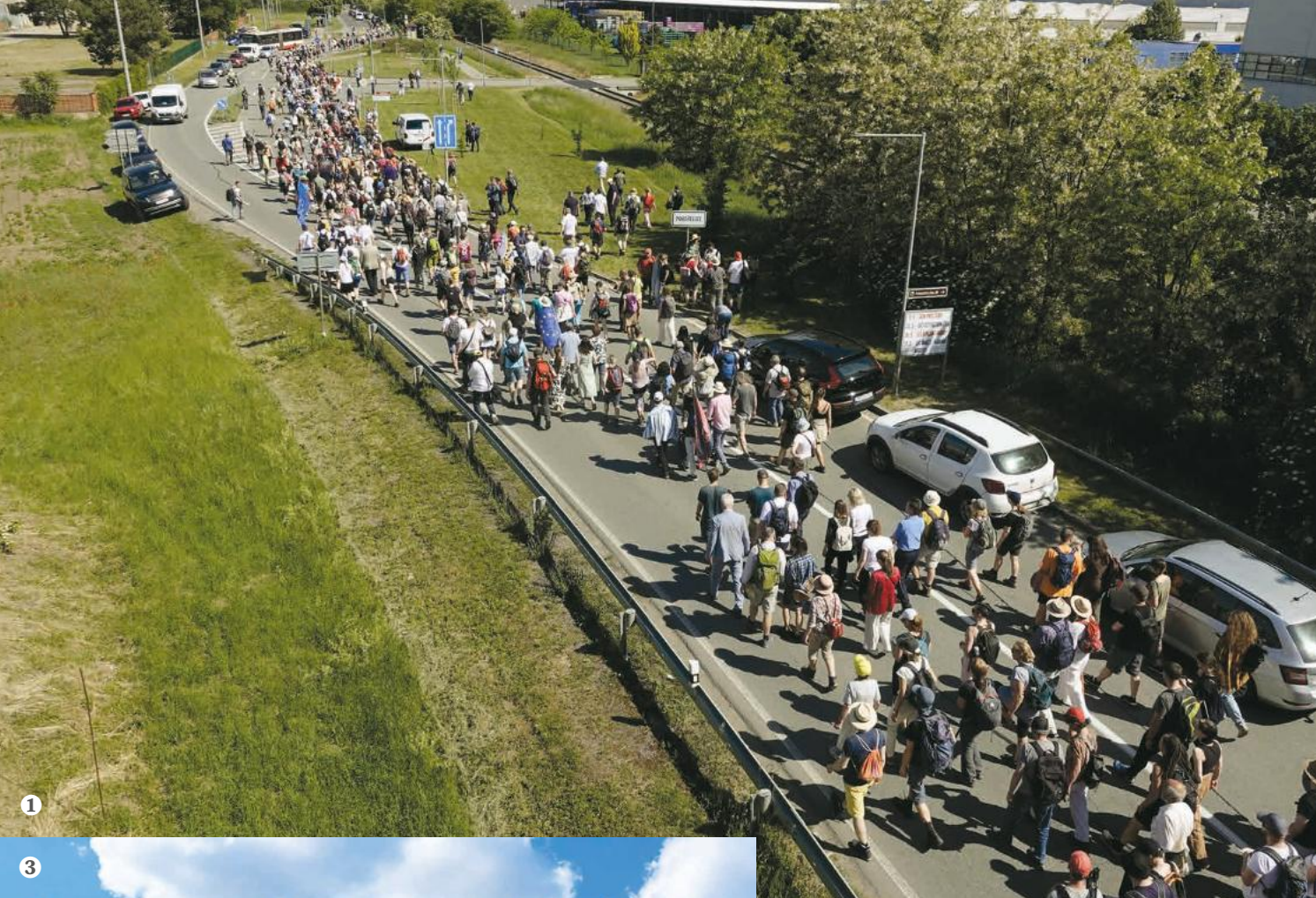


Nach den Reden werden feierlich Gedenkkränze niedergelegt. Es geht wenig formell zu, auch das neugierige Kleinkind ist bei der Kranzniederlegung willkommen.

sei das gute demokratische Recht dieser Menschen, anderer Meinung zu sein, befand er. Viele Tschechinnen und Tschechen folgten tags darauf jedenfalls lieber dem Motto des diesjährigen Sudetendeutschen Tages »Alles Leben ist Begegnung« (*Život je setkávání*) und besuchten den »langen Tisch« auf dem Mährischen Platz/Moravské náměstí. Schnell zeigte sich die verbindende Kraft von mährischem Wein und böhmischem Bier: Zu mährischer und deutscher Volksmusik wurde rund um das acht Meter hohe Reiterstandbild Jobsts von Mähren, geschaffen von Jaroslav Róna, bis in den Abend zweisprachig geplaudert, gefeiert und getrunken.

Am Sonntagmorgen zeigte sich, welche Wirkung die Diskussionen der vergangenen Wochen tatsächlich gehabt hatten. Zum Versöhnungsmarsch von Pohrlitz nach Brünn kamen nicht weniger, sondern viel mehr Menschen als in

Spuren der einstigen deutschen Bewohner findet man noch am Wegesrand.



den Vorjahren. Darunter waren zahlreiche tschechische, viele von ihnen ohne familiären Bezug zu den Sudetendeutschen. Mehrere Teilnehmende erklärten, dass gerade die Resolution des tschechischen Parlaments und die Proteste gegen den Sudetendeutschen Tag sie zur Teilnahme bewogen hätten. Rund 2000 Menschen machten sich auf den 32 Kilometer langen Weg, immer mehr kamen auf den einzelnen Stationen dazu und auf den letzten Kilometern zählte die tschechische Polizei sogar rund 4500 Mutige.

Text und Fotos von Renate Zöller





- 1 Der Versöhnungsmarsch startet mit rund 2 000 Menschen, etwa 1 300 sollen bis zum Ende durchgehalten haben. Die Wandernden sind eine bunte Mischung aus Jung und Alt, Deutschen und sehr vielen Tschechen. Einige von ihnen erzählen, dass gerade die Ablehnung des tschechischen Parlaments sie dazu bewogen habe, mitzuwandern.
- 2 Nach rund zwanzig Kilometern wird in Groß Raigern/ Rajhrad ein Mittagsbuffet auf dem Dorfplatz angeboten. Aber die Schlange ist scheinbar endlos. Und schräg gegenüber gibt es einen Supermarkt. Der Kassierer sieht erschrocken aus, als die Massen hineinstürmen. Er hat vermutlich noch nie so viele Kaltgetränke auf einmal verkauft. Und die Wandernden haben auf diese Weise Zeit für eine kleine Sitzpause auf dem Rasen gewonnen.
- 3 Pause an der Schule in Mödritz/Modřice im Kreis Brunn. Wer sich gefreut hatte, nun könne es ja nicht mehr so weit sein, der wird enttäuscht. Als sich die Masse wieder in Bewegung setzt, sagt eine junge Frau: »Von hier an sind es noch ungefähr zwei Stunden.« Ein verstohlener Blick auf das Navigationssystem verrät: Sie hat recht!
- 4 An der Vídeňská-Schule in Brunn spricht Präsident Petr Pavel zu den Menschen und mahnt, dass man für Demokratie immer wieder eintreten müsse. Pavel hatte die Schirmherrschaft für den Marsch übernommen. Von hier aus gehen über 4 000 Menschen die letzten eineinhalb Kilometer mit.
- 5 Fast kann man den Eindruck gewinnen: Je mehr Kritiker mit Fahnen und Plakaten schwenken, umso mehr Tschechen legen Wert darauf, den deutschen Gästen ein anderes Bild zu vermitteln: sie willkommen zu heißen. So wie diese Dame nach der Auflösung des Marsches im Innenhof des Brünner Augustinerklosters.
- 6 Deutlich erkennt man bei der Auflösung im Augustinerkloster in Brunn, wer sich erst später der Wanderung angeschlossen hat: Wer noch steht, ist nicht die ganze Strecke gelaufen. Diese Füße jedenfalls wollen nur noch hochgelegt werden. Jeder von ihnen hat eine Blase unter der Ferse. Der Hund gegenüber wirkt auch erschöpft.



»Wir werden darum kämpfen müssen, gesehen zu werden«

Was bleibt von einer Kultur, wenn ihre Sprache verschwindet? Anikó Kramm-Mezei beschäftigt diese Frage seit vielen Jahren. Die Leiterin des Lenau-Hauses in Fünfkirchen/Pécs in Ungarn wuchs in einer ungarndeutschen Großfamilie auf und erlebte noch, wie selbstverständlich Dialekt gesprochen wurde. Heute organisiert sie Projekte für Kinder und Jugendliche und kämpft dafür, dass Sprache, Bräuche und Erinnerungen nicht verloren gehen. Im Lenau-Haus, nur wenige Schritte von der Altstadt entfernt, führte Renate Zöller ein Gespräch mit ihr über Dorfleben, Identität und die Zukunft der Ungarndeutschen.

Welche Bedeutung hat das Lenau-Haus für die Ungarndeutschen?

Der Kulturverein Nikolaus Lenau wurde 1985 gegründet. Damals gab es in Ungarn noch den Sozialismus und es war nicht üblich, dass überhaupt ein Verein gegründet wurde – erst recht nicht von einer Minderheit. Das war etwas ganz Neues. Der Gründer, Lorenz Kerner, stammte selbst aus der deutschen Minderheit – und es war ihm stets ein Anliegen, seine Landsleute in Ungarn zu vertreten, gute Kontakte zu Deutschland und den deutschsprachigen Ländern zu knüpfen. Er wollte eine zivile Organisation schaffen, die die Rechte der Minderheit vertritt, ihr kulturelles Überleben sichert und die Bildung stärkt.

Das war für Fünfkirchen und unsere Region eine sehr große Sache. Der Lenau-Verein und später das Lenau-Haus waren damals so etwas wie ein Vorbild für die gesamte ungarndeutsche Gemeinschaft. Wie gründet man einen Verein? Wie kommt man zu Unterstützung? Wie knüpft man Partnerschaften mit Städten und Schulen? All das wurde hier vorgemacht.

Heute haben viele Ortschaften ihre eigenen Vereine und Vertretungen. Aber das Lenau-Haus bleibt ein Ort, an dem Menschen zusammenkommen und an dem wir uns dafür einsetzen, Kultur und Sprache weiterzugeben.

Wer sind die Menschen, die heute ins Lenau-Haus kommen, wie ist die ungarndeutsche Gemeinschaft in Fünfkirchen aufgestellt?

Auch in Fünfkirchen war vor langer Zeit ein großer Teil der Bevölkerung ursprünglich deutschsprachig. Aber

durch das Stadtleben wurden sie mit der Zeit assimiliert. Die Namen blieben vielleicht Deutsch, aber die Muttersprache ging meist verloren. Diejenigen, die heute in Fünfkirchen leben und sich zum Ungarndeutschtum bekennen – und das sind diejenigen, die zu uns kommen – sind eher Menschen, die aus den Dörfern hierhergezogen sind, weil sie hier studieren oder arbeiten. Sie wollen ihre ungarndeutsche Identität aber trotzdem nicht verlieren und möchten, dass ihre Kinder einen zweisprachigen Kindergarten besuchen, später deutschsprachigen Unterricht in der Schule haben oder vielleicht bei einer Kulturgruppe, einer Tanzgruppe oder einem Blasmusikverein, mitmachen. In der Stadt ist das alles nicht mehr so selbstverständlich wie in einem Dorf.

Wie war das in Ihrer Kindheit?

Ich stamme aus einem ungarndeutschen Dorf in der Branau/Baranya. Es heißt Himesháza, der deutsche Name ist Nimmesch. Meine Vorfahren sind Anfang des 18. Jahrhunderts aus dem Stift Fulda nach Ungarn gekommen. Stiffoller nennen sich diese Siedler und auch die Nachkommen.

Eigentlich bin ich aus einer Mischehe: Mein Vater ist Ungar, meine Mutter Ungarndeutsche. Aber ich bin mit den ungarndeutschen Großeltern aufgewachsen, in einem Mehrfamilienhaus mit zwei, drei, vier Generationen, meine Uroma hat auch noch gelebt. Ich habe in meiner Kindheit zu Hause nur Dialekt gesprochen. Erst in der Schule habe ich dann richtig Deutsch gelernt. Meine Oma musste früh in Rente gehen. Ich war ständig bei ihr in der

Küche. Sie bekam viel Besuch von anderen alten Damen aus der Nachbarschaft. Und immer wurden Geschichten erzählt. Heute erzähle ich meiner Mutter manchmal diese Geschichten und sie fragt: »Davon habe ich nie etwas gehört, woher weißt du das?« Dann sage ich: »Von der Oma.« Man redet mit den Enkeln mehr.

War Ihnen schon als Kind bewusst, woher Ihre Vorfahren ursprünglich kamen?

Anfang der 1980er Jahre kamen einige Besucher aus Deutschland zu uns ins Dorf. Sie hatten am Plattensee/Balaton Urlaub gemacht und gelesen, dass hier noch Ungarndeutsche leben. Sie trafen einen älteren Mann und stellten ihm eine Frage. Und der antwortete in einem Dialekt, den sie von zu Hause kannten. Dann haben sie recherchiert und sind tatsächlich darauf gekommen, dass unsere Vorfahren aus dem Stift Fulda gekommen sind. So haben wir jetzt seit mehr als 35 Jahren eine Partnerschaft mit einer Gemeinde in Deutschland, die ebenfalls zum Stift Fulda gehört hat. Wir versuchen das bewusst zu pflegen. Nicht nur, dass wir Ungarndeutsche sind, sondern auch unsere engere Herkunft und die Geschichte unserer Vorfahren.

Man kann die Herkunft der Vorfahren heute noch am Dialekt erkennen?

Ja, genau. In jedem Dorf ist eine andere Mischmundart zustande gekommen, je nachdem, wer in der Mehrheit war. Bei uns waren das die Fuldaer, in anderen Orten waren es andere Gruppen. Wir sind vielleicht fünf oder zehn Kilometer auseinander und die sprechen ein



Anikó Kramm-Mezei

Wort ganz anders aus als wir. Wir sagen zum Beispiel: »Ich geh ham.« Und im Nachbardorf sagen sie: »Ich geh hom.« Diese Sprachen sind hier so geblieben, wie sie vor 300 Jahren hierhergebracht wurden. Da hat sich nicht mehr viel daran geändert. Leider verschwinden diese Mundarten mehr und mehr.

Wie kommt das?

Das hat mehrere Gründe. Früher wurde die Mundart ganz selbstverständlich in der Familie weitergegeben. Ich habe selbst noch ausschließlich Dialekt gesprochen, bevor ich in die Schule kam. Heute ist das anders. Viele Familien leben nicht mehr mit mehreren Generationen unter einem Dach, und viele junge Leute ziehen zum Studieren oder Arbeiten in die Städte.

Auch ich habe versucht, mit meinen Kindern Dialekt zu sprechen, aber ich

war leider nicht konsequent genug. Als mein älterer Sohn in den Kindergarten kam, sagte er: »Jetzt reden wir ordentlich.« Und damit meinte er Ungarisch. Danach wollte er den Dialekt nicht mehr sprechen.

Hinzu kommt, dass manche Familien eher Hochdeutsch weitergeben. Das ist natürlich wichtig, aber es ersetzt die Mundart nicht. Und schließlich hat sich die Welt verändert. Englisch ist heute überall präsent. Wenn von zu Hause wenig Motivation kommt, geht der Dialekt sehr schnell verloren.

Was bedeutet das für die ungarndeutsche Gemeinschaft?

Das ist der größte Verlust, glaube ich, für die Ungarndeutschen in der jetzigen Zeit, dass wir die Dialekte verlieren. Dann wird nur noch Hochdeutsch gesprochen. Aber das ist eher eine

erste Fremdsprache, keine Muttersprache oder Großmuttersprache mehr.

Ich glaube, wir sind in der letzten Stunde. Ich ermutige die jungen Leute dazu: Wer noch jemanden in der Familie hat, der Mundart spricht, soll versuchen, das festzuhalten. Aufschreiben geht nicht, weil es teilweise solche Laute gibt, die man mit der Schrift gar nicht wiedergeben kann. Also muss man in Tonaufnahmen bewahren, was noch geht.

Wie handhaben Sie das im Lenau-Haus?

Leider arbeiten wir kaum mit den Dialekten. Wir arbeiten zweisprachig, Deutsch und Ungarisch. Wenn jemand reinkommt, der Deutsch spricht, dann versuchen wir natürlich erst einmal Deutsch. Wir haben auch oft Gäste, die Deutsch sprechen und kein Ungarisch

können. Ungarisch dominiert inzwischen immer stärker, muss ich zugeben. In letzter Zeit merken wir, dass wir mit rein deutschen Veranstaltungen gar nicht mehr durchkommen, weil viele das nicht auf einem Niveau sprechen oder verstehen, dass sie einer Vorlesung oder einem Theaterstück folgen könnten. Damit wir die Menschen erreichen, machen wir viele Programmpunkte zweisprachig.

Sie setzen im Lenau-Haus stark auf Kinder und Jugendliche. Warum?

Ältere Leute muss man nicht motivieren. Die suchen von selbst den Kontakt und wollen uns unterstützen. Die mittlere Generation ist sehr schwer einzubinden. Die Leute stehen mitten im Berufsleben, müssen die Kinder herumfahren, sind müde und wollen am Wochenende ihre Ruhe haben. Kinder kann man dagegen gut ansprechen. Deshalb haben wir Angebote für verschiedene Altersgruppen, Wettbewerbe, Workshops und Projekte.



»Pro Patria 1941–1945« steht auf dem Gedenkstein in der Nähe der Stadtmauer in Fünfkirchen/Pécs. Viele Ungarndeutsche verloren jedoch durch den Zweiten Weltkrieg ihr Vaterland.

Wir wollen Programme anbieten, bei denen junge Leute etwas über ihre Herkunft erfahren und vielleicht auch einmal die Großeltern fragen: Wie war das früher? Zum Beispiel bei unseren Comic-Wettbewerben. Einmal lautete das Thema *Meine plastikfreie Oma*, dann *Opa und seine Follower*. Dieses Jahr mussten die Kinder ein ungarndeutsches Volkslied auswählen und

daraus einen Comic machen. Tanzen und Musizieren funktioniert sehr gut. Dazu braucht man nicht unbedingt perfekte Deutschkenntnisse. Man kann die Tracht anziehen, auftreten, Gemeinschaft erleben und trotzdem einen Bezug zur Kultur entwickeln.

Wie ist das mit den Traditionen, sind die leichter zu erhalten?

Ja. Zum Glück ist Kultur nicht nur Sprache. Bei uns leben viele Traditionen weiter. Es gibt über das Jahr verteilt mehrere Feste mit ungarndeutschen Wurzeln mit Kulturprogrammen, Tanzgruppen und Gesang. In der Gemeinde Feked im Kreis Mohatsch/Mohács gibt es beispielsweise das Stiffoller-Festival. Da gibt es immer einen Wettbewerb, wer die leckerste Stiffoller Wurst macht. Das Rezept stammt aus der Urheimat und hat sich in 300 Jahren kaum verändert.

Spiegelt sich dieser Wandel auch im Alltag der Dörfer wider?

Ja, natürlich. Früher habe ich das bei meiner Oma so erlebt, dass die Nachbarn fast wie dieselbe Familie waren. Wenn ein Ei fehlte, lief man rüber und bekam eins. Wenn wir Schweine geschlachtet haben, kamen die Nachbarn zum Helfen. Wir kannten gegenseitig unsere Probleme und teilten auch unsere Freude. Heute ziehen viele junge Familien aufs Dorf, leben aber weiterhin das Stadtleben, das sie kennen. Sie wissen nicht einmal, wie der Nachbar heißt. Ein Beispiel: Eine Hochzeitsgesellschaft auf dem Dorf wurde angezeigt, weil sie am Sonntagmorgen mit einer Blaskapelle nach Hause gezogen ist. Das war früher und ist heute noch Tradition. Aber die neuen Nachbarn fühlten sich gestört.

Wie sehen Sie die Zukunft der Ungarndeutschen?

Ich denke, dass die Ungarndeutschen eigentlich viele Möglichkeiten haben. Es gibt Vereine, Kulturgruppen, Schulen und engagierte Menschen. Eine große

Herausforderung ist die Abwanderung. Unsere Region bietet vielen jungen Leuten zu wenige Arbeitsplätze. Wer gut ausgebildet ist und Sprachen beherrscht, findet oft anderswo bessere Möglichkeiten.

Spüren Sie das auch in Ihrer eigenen Familie?

Ja. Ich habe zwei Söhne. Der eine lebt inzwischen in Deutschland. Der andere lebt noch zu Hause und muss sich entscheiden, wie es beruflich weitergeht. Beide sind durch mich und meinen Mann ziemlich stark eingebunden in diese ungarndeutsche Gemeinschaft. Ich hoffe, dass diese starken Wurzeln sie doch halten und vielleicht auch zurückbringen. Die Frage ist aber auch, ob wir in den nächsten Jahren wirtschaftlich stärker werden in unserer Region. Es ist schön, dass wir in einem Dorf leben und dass wir Ungarndeutsche sind und zusammenhalten und die Oma noch mit im Haus lebt. Aber unsere jungen Leute brauchen auch berufliche Perspektiven.

Und wo sehen Sie das Lenau-Haus in zehn oder zwanzig Jahren?

Ich möchte nicht pessimistisch sein. Aber ich glaube, dass wir darum kämpfen müssen, als Institution am Leben zu bleiben und weiterhin gesehen zu werden. Dass wir in den Köpfen noch da sind. Dass man mit uns rechnet und weiß, wofür dieses Haus steht.

Was treibt Sie persönlich an, diese Arbeit weiterzumachen?

Einmal hat mir ein Ungar gesagt: Du bist mit deinen ungarndeutschen Großeltern aufgewachsen, du hast diese Kultur geschenkt bekommen. Das ist nicht dein Recht, sondern deine Pflicht, sie weiterzugeben. Das stimmt auch. Es ist wirklich ein Geschenk. Ich musste diese Sprache nicht lernen, ich habe sie von meiner Oma vermittelt bekommen. Und die Geschichten auch. Nein, diese Welt will ich nicht untergehen lassen.

Rezensionen



»Pinselmänner werden immer gebraucht«

Gunars Janovskis: *Der Schildermaler*. Aus dem Lettischen von Rüdiger Herold
Rote Katze Verlag, Lübeck 2023,
308 S., ISBN 978-3-910563-09-4

Ansis Klētnieks ist niemand mehr:
»Einer, der im Altenheim wohnt,
ist nicht mehr wer und kann
auch keiner mehr sein. Niemand
braucht mich.« So sitzt der 76-Jäh-

rige in Großbritannien im Altenheim, dem »letzten Hafen des weitgereisten Schiffes, [dem] letzten Bahnhof des Eisenbahnreisenden« und fragt sich, wie seine Heimat Lettland nun als Teil der Sowjetunion aussehen möge. Doch statt dem Wenigen und dazu noch Schlechten, was man hört, erzählt er lieber davon, dass man ihn einst brauchte.

Als Schildermaler in Katrīnpils, einer kleinen Stadt im südlichen Lettland, damals während der Zeit der Unabhängigkeit von 1918 bis 1940 und während des Zweiten Weltkriegs. Mit Lettland Vertraute erkennen in Katrīnpils und in Vēcpils sofort Jakobstadt/Jēkabpils und Kreutzburg/Krustpils wieder. Dort wächst Ansis in den 1920er Jahren als Halbwaive bei seinem Vater auf, von dem er das Handwerk des Schildermalens lernt – auch wenn er eigentlich gerne Maler werden wollte. Aber Schildermaler werden nun mal gebraucht. Vor allem, wenn sich das politische System ändert, und beispielsweise Amtsstuben neue Aufschriften benötigen. Und die Systemwechsel kommen immer häufiger: Erst endet 1934 die demokratische Phase, dann besetzt die Sowjetunion 1940 Lettland und nur ein Jahr später marschiert die Wehrmacht über die Straßen von Katrīnpils. Ansis wird jetzt auch von den Partisanen gebraucht, die sich gegen die Besatzer zur Wehr setzen wollen.

Janovskis beschreibt das Leben seines Protagonisten spannend, anrührend und mit viel Humor. Vor allem schildert er lebendig das bunte Sprachengewirr und Miteinander von lettischen, jüdischen, polnischen und russischen Menschen am Fluss. Das nötige Grundwissen über die Geschichte Lettlands konnte er bei seinem lettischen Publikum voraussetzen. Der deutschen Leserschaft hätte ein kleines Nachwort mit Hintergrundwissen – wie sie Cornelius Hasselblatt seinen Übersetzungen

aus dem Estnischen mitgibt – gutgetan. Auch ist unverständlich, warum jiddische Worte und Sätze in heutiger lettischer Orthografie wiedergegeben werden. Außerdem werden die Ortsnamen stets auf Lettisch genannt, obwohl es in jener Zeit für alle selbstverständlich war, in der Sprache, die man benutzte, auch die entsprechenden Toponyme zu verwenden. So geht – mit verschiedenen Flüchtigkeitsfehlern im Layout – leider ein wenig vom Charme und der Authentizität des Werks verloren, das neben der spannenden Handlung seinen Reiz aus der sprachlichen und kulturellen Vielfalt der Szenerie zieht.

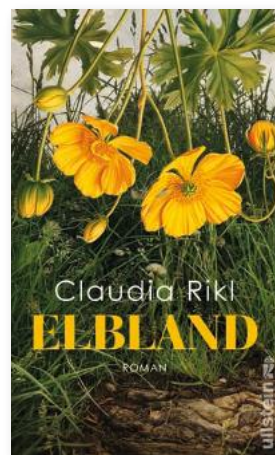
Martin Pabst

Die Vergangenheit – ein böser Zauber?

Claudia Rikl: *Elbland*
Ullstein Verlag, Berlin 2026,
368 S., ISBN 978-3-550-20446-3

Ein Ferienausflug in eine pittoreske Gegend sollte ein Erlebnis sein, das fröhlich stimmt! Doch mehr als ein »Man sieht, dass es auf Böhmen zugeht. Dort muss man immer mit jedem Wetter rechnen« werden Irmas Töchter, die 19-jährige Nina und die 17-jährige Katja, nicht zu hören bekommen. Wolfgang, Irmas Ehemann und Vater der beiden Schwestern, vermittelt den jungen Leuten – Katjas Freund Jonas ist auch mit von der Partie – etwas mehr Wissen: »Wir sind hier auf der E55. Die beginnt in Helsingborg in Schweden und endet in Kalamata in Griechenland. Unter unseren Rädern liegt ein Stück Europa.« 1987 ist dieser Satz, der die europäische Geschichte als Einheitserfahrung nahelegt, eine Wucht. Doch kein Mensch in dem vollgestopften Lada geht darauf ein.

Irgendwann fangen die Schwestern an, zu singen. Die Mutter wird angesteckt und summt ein tschechisches Lied vor sich hin. Sehnsucht und Trauer schwingen bei Irma mit. Der Grund dafür bleibt im Dunklen. Erst nach Irmas Tod wird Nina, die sich ein Leben lang für den Familienzusammenhalt und insbesondere für ihre Mutter verantwortlich fühlt, noch einmal ins tschechische Riesengebirge aufbrechen. »Eine Landschaft des Todes« assoziiert Nina beim Anblick ihrer toten Mutter. Sie



erfährt ein »Überschwemmtwerden von etwas, für das einem die Worte fehlen. Das aus einer Schwärze tief im Inneren kommt, die einen in Panik versetzt.« Heilung verspricht sich Nina von einer Reise, die sie an den Geburtsort ihrer Mutter unternimmt: nach Arnau/Hostinné in Böhmen. Als ein »Stück Europa« erfuhr diese Region im Zweiten Weltkrieg Verwüstung und Zerstörung – äußerlich wie innerlich. Trotz der Verwerfungen mussten die Überlebenden irgendwie weiterleben. Auch Mutter Irma hat überlebt. Ihr Schweigen fühlt sich jedoch für die Familie wie eine Ringmauer an. Eingehüllt in ihren biografischen Panzer lässt die einstige Mathematiklehrerin niemanden an sich heran und bleibt ihr ganzes Leben lang depressiv. Nachdem Katja und Wolfgang ein Leben ohne Irma begonnen haben, kümmert sich nur noch die ältere Tochter um sie.

Die Autorin Claudia Rikl und Nina, die Hauptfigur ihres Romans *Elbland*, verbindet die gemeinsame Herkunftsregion ihrer Familien: Böhmen. Verbunden ist die Autorin mit Nina aber auch durch das Schweigen von Großmüttern und Müttern, die nicht willens waren oder keine Kraft hatten, Fragen zur Familiengeschichte zu beantworten. Als auktoriale Erzählerin nimmt sich Rikl heraus, die Familiengeschichte von Ninas Mutter und Großmutter exakt zu rekonstruieren. Sie tut dies in einer eigens dafür vorgesehenen Zeitleiste, die um 1940 beginnt und bis in die Nachkriegszeit reicht. Eine solch detailreiche Entschlüsselung der Vergangenheit, in der alle Rätsel gelöst werden, hätte sich die Autorin wohl auch für die eigene Familiengeschichte gewünscht. Eine vollständige Aufarbeitung ohne Lücken und Leerstellen gelingt jedoch nur in der Fiktion – das ist die pessimistische Botschaft von Rikls Buch. Und die optimistische lautet: Jeder Mensch, der sich auf Spurensuche begibt, wird belohnt. Der Versuch der Aufarbeitung verleiht dem eigenen Leben einen neuen Schwung und durchbricht den bösen Zauber, der auf der Vergangenheit lastet.

Ingeborg Szöllösi

Aus Geschichte wird Gespräch

Bildungs- und Begegnungsstätte

Transferraum Heimat

Werminghoffstraße 11

02977 Hoyerswerda/OT Knappenrode

www.transferraum-heimat.de

»Gemeinsame Sprache« steht auf einem Kärtchen in geschwungener Handschrift. Daneben:



Blick in die Ausstellung bzw. in das Ausstellungshaus in der ehemaligen Brikettfabrik

»Geburtsort«, »Familie« oder »Wo ich eine sinnvolle Aufgabe habe«. Auf anderen Zetteln sind Orte wie »Volgograd« oder »Weißrussland« vermerkt. Dutzende solcher Kärtchen hängen an einer Pinnwand. Sie sind Antworten von Besucherinnen und Besuchern auf die einfache, aber tiefgreifende Frage: »Was ist für dich Heimat?«

Die Pinnwand hängt in der 2021 eröffneten Bildungs- und Begegnungsstätte »Transferraum Heimat« in Knappenrode bei Hoyerswerda. Während Flucht, Vertreibung und Integration im bundesweiten Gedenkdiskurs durchaus museal dargestellt werden, fehlte in Ostdeutschland bislang eine dezidierte und eigenständige Ausstellung zum Themenkomplex. Der »Transferraum Heimat« ist untergebracht in der einstigen Brikettfabrik Knappenrode und beginnt mit der Darstellung von fünf exemplarischen Vertreibungsgebieten, darunter Böhmen. Zu sehen gibt es persönliche Gegenstände, zu hören sind Zeitzeugeninterviews. Es folgt ein Gang zwischen lauter Litfaßsäulen, ein einst genutztes Informationsmedium, der mit Plakaten den Kontext von Flucht und Vertreibung als Folge des von Deutschland begonnenen Zweiten Weltkriegs liefert. Anschließend ist ein Güterwagen nachgebaut, wie er bei den Zwangsumsiedlungen verwendet wurde. Mittels Virtual Reality-Brille lassen sich Enge und Strapazen der Zwangsumsiedlung nachempfinden.

Der nächste Raum ist geteilt durch eine aus Sperrholz nachgebaute Mauer. Geht man durch die Tür links, wird man über die Ankunft und Integration von Flüchtlingen in der Bundesrepublik informiert, über Heimattreffen, Patenschaften der Bundesländer für Landsmannschaften, aber auch das Bundesvertriebenenministerium wird thematisiert. Wird der Raum hinter der rechten Tür betreten, erfährt man etwas über Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR, die als »Umsiedler« bezeichnet wurden und mit rund vier Millionen zur Zeit der Staatsgründung 1949 fast ein Viertel der DDR-Bevölkerung ausmachten. Ab 1953 gab es aus Sicht der DDR-Behörden kein »Umsiedlerproblem«

mehr und die Beschäftigung mit den Vertreibungsgebieten wurde ins Private verbannt. »Allein die schöngeistige Literatur bot einen Schutzraum, in dem es möglich war, Erinnerungen auszusprechen und den Schmerz über den Heimatverlust anzudeuten«, beschreibt die Ausstellung und nennt Autoren wie beispielsweise Johannes Bobrowski.

Wenn man in der Zeit nach 1990 angekommen ist, wird die Ausstellung zunehmend interaktiv. Es gibt mehrere Themeninseln, es geht darin um Heimat und Eigentum, symbolisiert durch ein Haus und einen Apfelbaum, oder um Demokratie und Menschenrechte, dargestellt durch ein gekentertes Schlauchboot an der Decke, das an heutige Fluchtrouten über das Mittelmeer erinnert und wo auf Bildschirmen heutige Fluchtgeschichten erzählt werden. In der Verbindung von aktuellen Fragen wie Migration, Identität und Zugehörigkeit mit den historischen Perspektiven liegt eine der Stärken der Ausstellung. Eine andere in der didaktischen Ansprache, die zur Auseinandersetzung einlädt. Besonders mit Blick auf Schulklassen, für die das Thema laut Lehrplan in Sachsen vorgesehen ist, ist der »Transferraum Heimat« ein wertvoller außerschulischer Lernort.

Markus Nowak

Happy Birthday, Daniel Chodowiecki!

Hugenottenmuseum Berlin

Französischer Dom

Gendarmenmarkt 5, 10117 Berlin

www.hugenottenmuseum-berlin.de

Noch bis 25. Oktober 2026

Anlässlich des 300. Geburtstages von Daniel Chodowiecki präsentiert das Berliner Hugenottenmuseum unter dem Titel *Chodowiecki 300. Zwischen Kunst und Konfession* eine Sonderausstellung, die den berühmten Grafiker und Kupferstecher zum einen als Weltkünstler und Aufklärer und zum anderen als Mitglied und prominenten Akteur der Hugenottengemeinde thematisiert. Mit anderen Worten: Chodowiecki wird hier als »Art Director« seiner Gemeinde betrachtet, stets rotierend im Spannungsfeld zwischen reformiertem Glauben, bürgerlichem Engagement und kreativer Freiheit.

Die kompakte, in fünf thematische Stationen gegliederte Schau, die größtenteils auf Beständen des Archivs und der Bibliothek der Französischen Kirche zu Berlin basiert, ist Teil des Themenjahres »Chodowiecki300«, das mit einem bunten

Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm noch bis Ende 2026 an verschiedenen Orten in Deutschland und Polen begangen wird.

Am 16. Oktober 1726 in eine polnisch-hugenotische Familie in Danzig/Gdańsk geboren, wuchs Daniel Chodowiecki in einem weitgehend mehrsprachigen, multiethnischen und multikonfessionellen Umfeld der wohlhabenden Hansestadt im Königlichen Preußen auf. Nach dem Tod des Vaters verließ er mit nur 13 Jahren seine Geburtsstadt und ging nach Berlin, wo bereits ein Teil der Familie lebte. Die Chancen, eine gute Ausbildung als Künstler zu absolvieren und wichtige Kontakte für eine spätere Karriere zu knüpfen, standen in der Metropole an der Spree besser als in der Kaufmannsstadt Danzig. Hier lernte Chodowiecki Emailmalerei und nahm Zeichenunterricht. 1755 heiratete er die Hugenottin Jeanne Barez. Diese Ehe band den jungen Künstler an die Berliner Hugenottengemeinde und später auch an den Französischen Dom, den zentralen Identifikationsort der Hugenotten in Preußen und bis heute ein Berliner Wahrzeichen. Neben seinem Engagement in der Gemeindeverwaltung und Armenfürsorge fertigte Chodowiecki im Auftrag der Gemeinde Bilder und Werke an, die nun im Mittelpunkt der aktuellen Sonderausstellung stehen, zum Beispiel das 1759 entworfene Titelkupfer für das Psalmenbuch, ein Exlibris für die Seminarbibliothek und schließlich ab 1780 den Skulpturenschmuck für den Französischen Dom, dessen Figuren liebevoll als Turmbewohner bezeichnet werden.

Einen zentralen Platz in der Ausstellung nimmt die Handschrift von Chodowieckis Autobiografie ein, in der er seinen Werdegang und seine Lehrtätigkeit an der Akademie der Künste zunächst als Mitglied und später als ihr Präsident beschrieb. Das Dokument galt als verschollen und wurde erst kürzlich von Chodowieckis Nachkommen dem Archiv der Französischen Kirche zu Berlin übergeben. Gezeigt werden außerdem Druckgrafiken, Entwurfszeichnungen für die Bauskulpturen am Französischen Dom, historische Bücher und Medaillen. Ein kolorierter Damenfächer macht deutlich, wie Chodowieckis Motive den Hugenottenmythos im Alltag prägten.

Magdalena Gebala





Von Rosengärten, Weinbergen und Schlachtfeldern

Osmanische Türben, Moscheen und Minarette gehören ebenso zu Ungarn wie Weinberge und donauschwäbische Dörfer. Eine Reise zu den Orten, an denen sich zeigt, wie eng diese beiden Kapitel der Geschichte miteinander verbunden sind.

Hilfesuchend spricht Kadir alle Fahrer von ausländischen Autos an, die ebenfalls auf dem winzigen Parkplatz vor der Gül-Baba-Türbe in Budapest einen Platz suchen. Aber die haben ebenfalls kein ungarisches Kleingeld dabei, und Kartenzahlung ist am Automaten nicht möglich. Erstaunlich finden Kadir und seine Frau Ruhan das, denn sicherlich kämen doch sehr viele internationale Gäste hierher, vermuten sie. Für die beiden türkischstämmigen Niederländer aus Rotterdam ist die Grabstätte des 1541 verstorbenen Derwischs und Dichters Gül Baba jedenfalls ein Höhepunkt ihrer Reise nach Budapest. »Ich empfinde die osmanische Geschichte als einen wichtigen Teil auch meiner eigenen Herkunft«, erklärt Kadir.

In der Hoffnung, das Ordnungsamt möge sich heute Morgen noch etwas Zeit lassen, schlendern die beiden schließlich ohne ein Parkticket zu lösen durch das schmiedeeiserne Tor in den Rosengarten. Die Türbe thront hoch über der Donau, von hier aus öffnet sich der Blick über die Dächer von Ofen/Buda hinüber nach Pest. Es ist Mitte Mai, die ersten Rosen auf den Kaskaden am Hang sind erblüht. Kadir fotografiert Ruhan vor dem Panorama. Die Türbe selbst in der Mitte der Parkanlage ist eher unauffällig: ein kleiner achteckiger Bau aus hellem Stein mit grauer Kuppel und goldenem Halbmond. Sie wurde zwischen 1543 und 1548 über dem Grab von Gül Baba errichtet, der kurz nach der Einnahme Ofens im Jahr 1541 gestorben sein soll. Ein schlichter weißer Raum mit zwei Fenstern, an der Wand gerahmt der Spruch: »Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet.«

Im Backsteingebäude nebenan ist ein kleines Museum untergebracht, in dem die Geschichte der Osmanen in Ungarn und speziell in Budapest erklärt wird. Über den Derwisch selbst gibt es kaum Informationen. »Wir wissen über Gül Baba erstaunlich wenig«, gesteht Gábor Pálfi, Direktor der Gedenkstätte. Er soll in Merzifon, heute eine Stadt in der türkischen Provinz Amasya, unter dem Namen Dschafar ibn Kutb-ul-Arifin Waliuddin ibn Yalinkilitsch geboren worden sein. »Er liebte Rosen sehr«, erzählt Pálfi. Sein Name Gül Baba bedeutet »Vater der Rosen«. Es wird sogar spekuliert, ob er die edlen Blumen in Ungarn eingeführt haben könnte. Wenige Jahre nach Baba Güls Beisetzung entstand über dem Grab das kleine Mausoleum, das bis



Fünfkirchen/Pécs ist ein Zentrum der Ungarndeutschen im Süden Ungarns. Es wandern nicht nur viele junge Leute aus dem Umland in die Stadt, die Universitätsstadt lockt auch junge Menschen aus Deutschland an.

heute als nördlichster Wallfahrtsort des Islam gilt. Mittlerweile haben sich auch zwei größere muslimische Reisegruppen eingefunden. Kadir und Ruhan verstehen sich jedoch nicht als Pilger. Kadir sagt: »Wir sind beide nicht sehr religiös. Dieser Ort berührt mich, aber eher als historisches Monument.«

Dass ausgerechnet das Mausoleum eines osmanischen Derwischs zu den Touristenattraktionen Budapests zählt, hat seinen Ursprung fast 200 Kilometer südlich von hier. Dort, bei Mohács, erlitt das ungarische Heer von König Ludwig II. am 29. August 1526 eine vernichtende Niederlage gegen die Truppen von Sultan Süleyman. Der junge König Ludwig ertrank auf der Flucht in einem Bach, Tausende Soldaten blieben auf dem Schlachtfeld zurück. Wenn etwas besonders schlimm ausgefallen ist, sagen die Menschen in Ungarn: »Több is veszett Mohácsnál«, sinngemäß übersetzt: Mehr ging bei Mohács verloren.

Die Gül-Baba-Türbe selbst ist recht unauffällig. Natürlich dürfen die obligatorischen Rosen nicht fehlen.

Fünfzehn Jahre später fiel auch Ofen/Buda endgültig in osmanische Hand. Das mittelalterliche Königreich Ungarn zerbrach in drei Teile: Der Westen kam unter habsburgische Herrschaft, das Zentrum und der Süden des Landes wurden osmanische Provinz, im Osten entstand das Fürstentum Siebenbürgen unter osmanischer Oberhoheit. Fast eineinhalb Jahrhunderte blieb Ofen Hauptstadt eines türkischen Paschaliks. Erst 1686 eroberten Truppen der Heiligen Liga unter österreichischer Führung die Stadt zurück. Die Türbe des Gül Baba gehörte zu den wenigen Bauwerken aus der Osmanenzeit, die diese Kämpfe überstanden.

Für die heutige Budapester Bevölkerung ist die Grabstätte keineswegs negativ belegt, sagt Pálfi. Im Gegenteil. Tatsächlich sei sie mit dem Rosengarten sehr beliebt für einen Spaziergang, eine Oase der Ruhe. Im Jahr 2018 wurde sie aufwändig renoviert. Zehn Millionen Euro haben die

Türkei und Ungarn gemeinsam investiert. Auch wenn die politische Verstrickung der Regierungen von Recep Tayyip Erdoğan und Viktor Orbán umstritten ist, sei in dem Fall die gemeinsame Finanzierung für Gábor Pálfi ein Beweis, »dass zwei Nationen trotz der gewaltsamen Vergangenheit eine gute Freundschaft haben können«. Das jedenfalls sei ganz im Sinne Gül Babas, glaubt Pálfi: »Er liebte alles, was friedlich und harmonisch war.«

Dieser entspannte Umgang mit der gemeinsamen Geschichte wird im Süden des Landes noch deutlicher. Rund 200 Kilometer südlich der Hauptstadt, in Fünfkirchen/Pécs, prägen die Osmanen bis heute das Stadtbild. Fünfkirchen war eine bedeutende Garnisons- und Verwaltungsstadt des Osmanischen Reiches, nirgendwo sonst in Ungarn ist das osmanische Erbe so dicht erhalten wie hier. An einem warmen Vormittag sitzen Studierende in den Straßencafés, Kinder jagen den Tauben hinterher, Touristen schlendern über das Kopfsteinpflaster der Fußgängerzone. Über allem erhebt sich am oberen Ende des belebten Hauptplatzes Széchenyi tér die mächtige Kuppel der ehemaligen Gazi-Kasim-Pascha-Moschee. Auch hier wurde nach der Rückeroberung der Stadt die Moschee nicht abgerissen – sondern zur katholischen Kirche umgeweiht. Bis heute treffen hier zwei Welten aufeinander: Unter der Kuppel stehen christlicher Altar und Kreuz, gleichzeitig sind an den Wänden noch arabische Inschriften, die Gebetsnische nach Mekka und die typisch osmanischen Spitzbogenfenster erhalten geblieben.

Wer durch Fünfkirchen spaziert, entdeckt noch weitere Spuren jener Zeit. Nur wenige Gehminuten vom Hauptplatz entfernt ragt das Minarett der zwischen zwei Wohnhäusern eingeklemmten Jakowali-Hasan-Pascha-Moschee in den Himmel – die einzige Moschee Ungarns, bei der Gebetshaus und Minarett gemeinsam erhalten geblieben sind. Und im Garten des Kinderkrankenhauses erinnert der Schrein des Idris Baba an einen weiteren islamischen Mystiker.

Zeit, den Ort zu besuchen, an dem die etwa 150 Jahre andauernde osmanische

Wie eine Skulptur steht das ehemalige Dach neben der frisch renovierten Kirche zum Heiligen Namen der Jungfrau Maria in Großnaarad/Nagynyárád.





In Fünfkirchen dominiert die frühere Gazi-Kasim-Pascha-Moschee die Innenstadt. Allerdings wurde sie umgeweiht zu einer römisch-katholischen Kirche.

Herrschaft über weite Teile Ungarns ihren Anfang nahm: Mohács. Es regnet und die kleine Industriestadt wirkt nicht sehr einladend. Breite Straßen, Lagerhallen, Gewerbegebiet, dazwischen unscheinbare Wohnhäuser. Zentrum ist der breit angelegte Széchenyi-Platz: darauf das Rathaus mit orientalisch anmutenden Turmkuppeln, das »Denkmal der drei Nationalitäten«, das eine kroatische, eine ungarndeutsche und eine ungarische Frau jeweils in Tracht zeigt und die Votivkirche, deren Fundament Erde aus über 3 000 ungarischen Gemeinden enthält – ein Symbol für den nationalen Zusammenhalt nach der historischen Schlacht von Mohács. Rund fünf Kilometer zieht sich die Stadt am westlichen Ufer der Donau entlang. Der Hafen von Mohács gehört noch immer zu den wichtigsten Güterumschlagplätzen an der ungarischen Donau und bietet als Schengen-Wassergrenzhafen einen der wichtigsten Zugänge der Europäischen Union zum Balkan.

Für die Osmanen bildete Mohács im August 1526 das Einfallstor für ihre Expansionsbestrebungen Richtung Westen. Das Schlachtfeld von damals liegt nicht mitten in der Stadt. Wer es sucht, muss hinaus ins Vorland, Richtung Sátorhely. Nur wenige Kilometer entfernt, im Dorf Großnaarad/Nagy-nyárád, beginnt für Johann Habel fast jeder Tag mit einem Spaziergang. Von seinem Haus sind es nur wenige Minuten bis zur Dorfkirche. Frisch renoviert steht sie auf einer kleinen

Anhöhe, das ausrangierte rote Zwiebdach des Turms liegt wie eine Skulptur auf dem Rasen des Kirchhofs. Habel geht zwischen den Gräbern hindurch bis an den Rand des Friedhofs. Von hier schweift der Blick weit über die Felder bis hinüber zum Schlachtfeld von Mohács. Der Historiker, einst Leiter des Lenau-Hauses in Fünfkirchen, empfindet die Folgen der Schlacht als Teil der eigenen Familiengeschichte, auch wenn diese erst zwei Jahrhunderte später beginnt: Seine Vorfahren gehörten zu jenen deutschen Siedlern, die nach der Vertreibung der Osmanen ins Land kamen.

Kriege, Plünderungen, Aufstände und Bevölkerungsverluste hinterließen vor allem im Süden des Landes tiefe Wunden. Als die Habsburger die Osmanen schließlich 1687 zurückdrängten und bis 1711 die aufständischen Ungarn bezwungen hatten, standen sie vor der Aufgabe, weite Landstriche neu zu besiedeln. Das Gebiet sei nahezu entvölkert gewesen, so Habel: »Unsere Vorfahren haben hier Tabula rasa vorgefunden.« Aus dem gesamten Römisch-Deutschen Reich wurden Arbeitskräfte angeworben. Die deutschen Siedler waren besonders angesehen – sie galten als Landwirtschaftsexperten.

Bereits unmittelbar nach der Rückeroberung Ofens 1686 hätten sich erste Interessenten aus Südwestdeutschland gemeldet, erzählt Habel. Rund 200 Menschen aus Schwaben wollten ihr Glück im rückeroberten Ungarn versuchen.

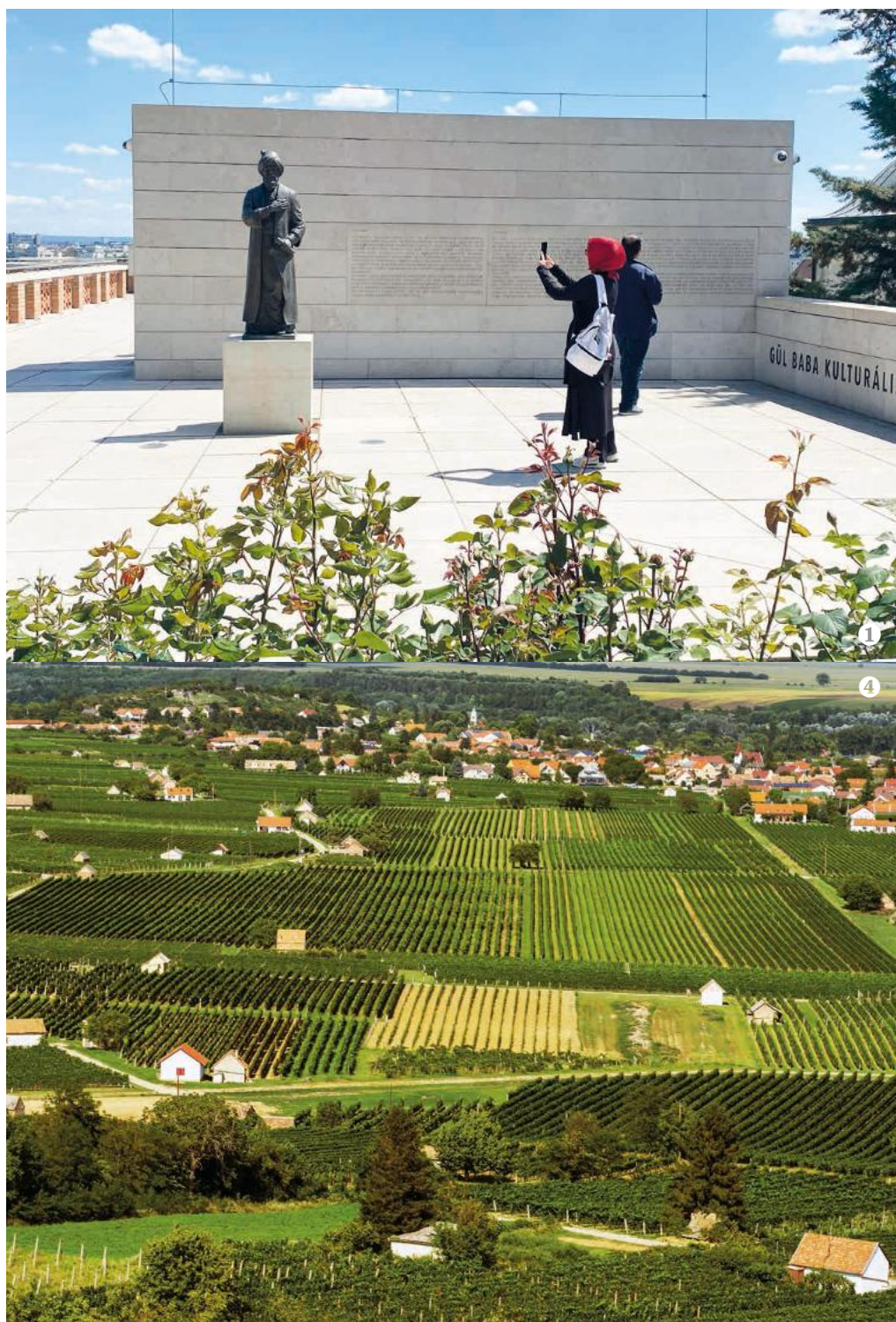
Zunächst scheiterte das, weil das Gebiet unter Militärverwaltung blieb. Erst als sich die Lage stabilisierte, setzte die große Ansiedlungswelle ein, doch schon lange nicht nur mit Schwaben. Im damaligen Römisch-Deutschen Reich waren Land und Perspektiven knapp geworden. »Deshalb sagten sich viele verarmte Familien: Wir versuchen, unser Schicksal, unser Leben neu zu gestalten«, fasst Habel ihre Motivation zusammen. Die Bezeichnung »Donauschwaben« sei völlig irreführend, schimpft er kopfschüttelnd. »Die meisten Siedler kamen ursprünglich aus der Gegend um Fulda, aus Hessen, aber auch aus Württemberg, Franken und Bayern. Aus dem Schwabenland stammten die wenigsten.«

Ab etwa 1720 kamen dann die ersten deutschen Familien auch in Habels Heimatregion an. Im Banat und in der Batschka entstanden ganze Dörfer nach Reißbrettplänen: Kirche, Pfarrhaus und Schule bildeten das Zentrum, von dort verliefen die Straßen rechtwinklig nach außen. Bis heute bestimmen diese Dörfer das Landschaftsbild. Erst wenn alles vorbereitet war, trafen die Siedler ein. »Damit sie sofort wieder ihre Arbeit beginnen konnten«, erklärt Habel. »Aus Sicht der Habsburgermonarchie hatten sie eine klare Aufgabe: Dörfer anzulegen, Rodungen vorzunehmen, Sümpfe trockenzulegen, damit mehr Ackerfläche entsteht.«

Auf den neu gewonnenen Böden bauten sie vor allem Weizen, Gerste, Mais und Gemüse an. Sie legten Obstgärten an, brachten Wissen in Viehzucht, Fassbau und anderen Handwerksberufen mit und prägten damit die Kulturlandschaft von Südungarn nachhaltig.

Besonders einen Wirtschaftszweig brachten die deutschen Siedler und Siedlerinnen im Süden Ungarns zu neuer Blüte: den Weinbau. Kaum ein Ort steht heute so sehr dafür wie Wieland/Villány. Die hiesigen Rotweine zählen zu den renommiertesten ganz Ungarns. An den sonnigen Hängen des Villány-Gebirges reihen sich die Weinberge aneinander, im Ortskern wechseln sich Weinkeller, Vinotheken und Gästehäuser ab, darunter viele ungarndeutsche Familienbetriebe:

Bock, Gere, Polgár oder Tiffán. An diesem Wochenende im Mai lockt ein großes Weinfest viel Publikum an, fast alle Pensionen sind ausgebucht. Das Gästehaus Eckhardt hat noch ein Zimmer frei. Éva Eckhardt überreicht die Schlüssel. Eigentlich führt ihr Sohn Dániel inzwischen das Hotel.



Hinter dem Haus öffnet sich ein üppig bepflanzter Innenhof mit Blumen, Zitronen- und Orangenbäumen – wunderbar ruhig und doch nur wenige Meter vom Trubel des Weinfestes entfernt. Bis in die Nacht schallt Tanzmusik durch das Dorf. Wieland steht nicht nur für die Geschichte der

Deutschen in der Region. Weinbau wurde hier schon in der Römerzeit betrieben, Ausgrabungen belegen das. Und er wurde auch während der rund 150-jährigen osmanischen Herrschaft nicht aufgegeben, wie ihre Steuerregister belegen. Nach dem Ende der Türkenkriege knüpften

Osmanen oder andere Völker hier gelebt hätten, habe sie kaum beschäftigt. Sie wollten einfach bestmöglich das Land bestellen und sich eine Zukunft aufbauen. So war es nur folgerichtig, dass die Ungarndeutschen beim Gedenken an den 500. Jahrestag der Schlacht von Mohács eine besondere

Rolle übernahmen.

Im Rahmen des Donauländischen Fischfestivals Mitte Juli 2026 zogen 500 Trachtenträgerinnen und -träger in den unterschiedlichsten deutschen Trachten durch die Stadt – nicht nur aus Ungarn, sondern auch aus Kroatien, Serbien und Österreich. Ein deutsch-



- ❶ Die Gül-Baba-Türbe gilt als nördlichste Pilgerstätte für muslimische Gläubige.
- ❷ Johann Habel hat sich intensiv mit der ungarndeutschen Geschichte auseinandergesetzt. Die osmanische Zeit sieht er damit eng verbunden.
- ❸ Zweisprachige Ortsschilder sind weitverbreitet im Süden Ungarns. Im Komitat Branau/Baranya, zu dem auch die kleine Ortschaft Großnaarad gehört, und in Teilen des Komitats Tolnau/Tolna liegen die dichtesten ungarndeutschen Siedlungsgebiete.
- ❹ Weinbau gab es schon seit der Römerzeit in Wieland/Vilány. Die deutschen Winzer haben ihn weiterentwickelt und heute zählen die hiesigen Weine zu den besten Ungarns.

Fotos 1-3: © Renate Zöllner

Foto 4: © Bernadett/Adobe Stock



die deutschen Siedler daran an, brachten neue Rebsorten mit und machten den Weinbau zu dem, wofür Wieland heute bekannt ist. Für János Habel zeigt sich darin die Haltung seiner deutschen Vorfahren: Sie seien nicht gekommen, um mit der Vergangenheit abzurechnen. Ob zuvor

nur an die Niederlage der Ungarn erinnert. Sondern auch daran, dass für die Region auf die osmanische Besatzung ein Neuanfang folgte, dessen Spuren bis heute in den Dörfern, der Kulturlandschaft und den Traditionen spürbar ist.

Renate Zöllner

Hand aufs Herz, Nikita Miller!

Comedian, Schriftsteller, Illustrator – Nikita Miller hat schon an vielen Orten gelebt. Seine mütterlicherseits wolgadeutsche Familie war 1941 nach Kasachstan vertrieben worden. Dort wurde er 1987 in Temirtau geboren, 1992 ging seine Familie in die Ukraine, später nach Deutschland. Mittlerweile lebt er mit seiner Frau in Norwegen.

Heimat ist da, wo ...

... du dich verstanden fühlst.

Welche Jahreszeit fühlt sich für Sie am meisten nach Heimat an – und warum?

Spätsommer und Frühherbst. Der Sommer ist zu laut. Der Winter ist zu tot. Der Frühling ist dieser übermotivierte Typ, der morgens um sieben joggt und von Neuanfang redet. Der Herbst dagegen kommt rein, setzt sich hin, bestellt Kaffee und sagt nichts. Genau richtig.

Der frühe Herbst ist diese Zeit, in der der Sommer seine Sachen packt, aber noch so tut, als würde er nur kurz Zigaretten holen. Ich bin kein Freund von einfachen Enden. Ich brauche Abgang mit Würde. Kein Feuerwerk. Kein Drama. Nur ein Baum, der langsam seine Blätter verliert und dabei mehr Haltung hat als die meisten Menschen bei einer Trennung. Da ist noch Sonne, aber sie labert nicht mehr so viel. Da ist Wärme, aber sie will nichts von dir. Da ist Schönheit, aber sie weiß schon, dass sie bald verschwindet.

Herbst ist die Jahreszeit, in der man sieht, was aus dem ganzen Mist geworden ist, den man im Frühling angefangen hat. Manche ernten Äpfel. Andere ernten Konsequenzen. Der Herbst fragt nicht: »Was träumst du?« Er fragt: »Was hast du wirklich gemacht?« Unangenehm. Also wahrscheinlich gesund.

Im Sommer sind überall Menschen. Sie stehen am Wasser, reden laut, essen aus Plastikschalen und nennen das Leben. Der Herbst räumt auf. Endlich verschwinden sie wieder in ihre

Wohnungen, wo sie hingehören, vor Bildschirme und schlechte Entscheidungen. Dann bleibt der Wald. Der Hund. Der Nebel. Der Fjord. Kaffee. Schuhe mit Dreck dran. Ein Himmel, der aussieht, als hätte Gott schlechte Laune, aber wenigstens Geschmack.

Der Herbst hat etwas Russlanddeutsches. Nicht folkloristisch. Nicht dieses »Oma backt Kuchen und alles ist warm«-Ding. Eher: Kartoffeln im Keller. Holz vor der Tür. Kälte kommt. Keiner vertraut dem Staat. Und Liebe zeigt sich dadurch, dass jemand fragt, ob du genug gegessen hast, während emotional alles brennt. Das ist keine leichte Heimat. Aber eine echte. Der Herbst sagt nicht: »Willkommen zu Hause, mein Kind.« Er sagt: »Zieh dir was an. Es wird kalt. Und hör auf zu jammern, da ist Suppe.« Meine Heimat: nicht weich, nicht süß, nicht heil. Sondern etwas Raues, Ehrliches, das dich nicht belügt.

Gibt es einen Geruch, der Sie flugs nach Hause versetzt?

Der Duft von russischem Essen. Und der Duft meiner Frau.

Welches Lied hören Sie, falls Sie mal Heimweh haben?

Poj Gitara Poj von Belie Teni. Das haben wir in unserer Jugend rauf und runter gehört. Nachts im Auto, auf dem ALDI-Parkplatz, Kofferraum offen, irgendwo zwischen Freiheit, Langeweile und viel zu großen Träumen. Oder in den Clubs, wobei wir damals noch »Disko« gesagt haben, weil die Welt noch nicht komplett auf Englisch umgestellt war. Kulturgeschichte, nur mit mehr Deo und schlechteren Boxen.



Die KK ist bei Ihnen eingeladen – welches Gericht aus Großmutters Küche bereiten Sie für uns zu?

Manti, Pelmeni, Borschtsch – ist völlig egal. Sobald meine Oma am Herd steht, ist die Sache gelaufen. Andere Menschen halten dir eine Waffe an den Kopf, wenn sie Macht wollen. Meine Oma stellt einen Topf auf den Herd. Dann riecht es nach Brühe, Teig, Knoblauch und familiärer Erpressung. Du setzt dich hin, isst einen Teller, dann den zweiten, dann noch einen kleinen, weil »du siehst so dünn aus«, obwohl du aussiehst wie ein Mann, der sein Wild mit den Fäusten jagt. Und irgendwann merkst du: Du bist nicht mehr zu Gast. Du bist Eigentum. Sie hat dich nicht überzeugt. Sie hat dich gefüttert. Danach gehörst du ihr. Du, deine Kinder, deine Enkel und irgendein armer Idiot aus der vierten

Generation, der noch gar nicht geboren ist, aber bereits innerlich Pelmeni faltet.

[Sie wollen jemandem Ihre Heimat zeigen – dürfen aber nur ein Buch, Film oder Kunstwerk mitbringen ...](#)

Da ich in Norwegen lebe, würde ich ein Kunstwerk mitbringen: ein Fenster mit Blick auf einen norwegischen Fjord. Draußen stehen Wald, Wasser, Felsen und Regen herum, als hätten sie nichts Besseres zu tun. Vielleicht läuft irgendwo mein Hund durchs Bild und tut so, als hätte er den Sinn des Lebens gefunden. Wahrscheinlich hat er ihn auch gefunden. Hunde sind da weiter als wir. Sicher können sie auch sprechen. Machens nur nicht, weil sie keine Steuern zahlen wollen.

Draußen steht Kaffee. Stille. Vielleicht ein alter Pullover über einem Stuhl. Und zum ersten Mal seit langer Zeit will die Welt nichts von mir. Kein Applaus. Keine Bühne. Kaum Menschen. Norwegen ist für mich keine Heimat, weil ich dort geboren wurde. Ich wurde woanders geboren. Da hat sich das Schicksal mal wieder eine seiner billigen Dramaturgien erlaubt. Norwegen ist Heimat, weil dort etwas in mir die Klappe hält.

[Wen würden Sie gern einmal zu Ihrem Geburtstag einladen?](#)

Hannah Arendt. Mit ihr könnte ich über Schuld, Herkunft, Denken, Totalitarismus, Mitläufertum und innere Freiheit sprechen. Aber Geburtstag mit Arendt klingt auch nach: »Torte kommt später, erst klären wir die Banalität des Bösen.« Stark, aber etwas schwer.

James Gandolfini. Nicht Tony Soprano. Gandolfini. Einen Mann, der aussah, als hätte er das Leben verstanden und es trotzdem nicht besonders gemocht. Groß, schwer, müde, gefährlich und gleichzeitig traurig wie ein Hund, der weiß, dass niemand mehr spazieren geht.

Tom Hardy. Nicht laut. Nicht lustig. Einfach dieses Gesicht von jemandem, der schon mit ein paar Dämonen am Tisch saß und die Rechnung bezahlt hat. Smalltalk wäre wahrscheinlich schwierig. Gut so. Smalltalk ist soziale Margarine. Ich würde ihn einladen, weil mich Menschen interessieren, die aussehen, als hätten sie mit sich selbst verhandelt und knapp gewonnen.

Gábor Maté zu den oberen Dreien. Maté erklärt uns, dass wir nicht kaputt sind, sondern nur konsequent beschädigt. Gandolfini sitzt da wie ein Kühlschrank voller Vaterprobleme. Hardy schaut, als würde er gleich den Kuchen verheeren. Und Arendt sagt irgendwann einen Satz, nach dem niemand mehr unbeschwert Kartoffelsalat essen kann. Kein schöner Geburtstag. Aber ehrlich. Also praktisch das Gegenteil von Familie.

[Beim Sport: Für welches Team jubeln Sie mit?](#)

Kein Team. Ich bin nicht religiös genug, um erwachsene Männer in Trikots anzuschreien. Ich genieße den Sport an sich. Besonders verfolge ich russische und postsowjetische Kampfsportler: Usyk, Khabib Nurmagomedov, Islam Makhachev, Chimaev und diese ganze Fraktion von Männern, die aussehen, als hätten sie noch nie ein Problem ausdiskutiert, aber jedes gelöst.

Es geht mir dabei nicht um Nationalstolz. Eher um Härte, Disziplin, Herkunft und diese unheimliche Ruhe von Menschen, die nicht jeden inneren Konflikt in einen Podcast verwandeln.

[Welches Erinnerungsstück begleitet Sie immer – zuhause oder auch unterwegs?](#)

Ein Bild, das mir meine Mutter vor etwa 25 Jahren gemalt hat: Link aus

dem Zelda-Spiel. Der Junge in grünen Strumpfhosen, mit Schild und Schwert. Hängt in meinem Büro. Es ist wahrscheinlich mein wichtigstes Erinnerungsstück. Nicht, weil es besonders wertvoll wäre, sondern weil meine Mutter darin noch da ist. In einer Linie, einer Farbe, einer kindlichen Geste. Sie starb 2009 qualvoll an BSE. Und dieses Bild ist für mich geblieben: ein kleiner Junge mit Schwert und Schild.

Vielleicht auch, weil man als Kind manchmal genau so in die Welt geht: viel zu klein, schlecht geschützt, aber trotzdem bereit, gegen irgendetwas Großes zu kämpfen.

[Wenn Sie Ihrer Heimat einen Brief schreiben könnten: Was wollten Sie ihr schon immer einmal mitteilen?](#)

Liebe Heimat,

ich weiß bis heute nicht genau, wer du bist. Manchmal bist du Kasachstan, manchmal Deutschland, manchmal Russland, manchmal ein ALDI-Parkplatz bei Nacht, manchmal ein norwegischer Fjord im Regen.

Du warst selten bequem. Eher laut, widersprüchlich, hungrig, traurig und manchmal ziemlich brutal. Aber du hast mir beigebracht, zwischen den Stühlen zu sitzen, ohne gleich vom Stuhl fallen zu müssen.

Ich wollte dir schon immer sagen: Du hast mir keine einfache Herkunft gegeben. Aber vielleicht eine gute Perspektive. Ich gehöre nicht ganz dazu. Nirgendwo. Und genau daraus ist mein Blick entstanden.

Also danke. Nicht für alles. So weit sind wir nicht. Aber für genug. Denn selig sind die, die kein Zuhause haben. Denn sie sind zuhause ...

Dein Nikita

 Herzlich
Willkommen! 

Valeria Koch: Satzanalyse

Freiheit ist immer.

Ist immer Freiheit?

Ist Freiheit anders?

Ist anders Denken?

Andersdenken ist immer.

Valeria Koch
Jugend

Jugend heißt
flühen in goldblau
Jugend träumt
Ideen, die sie mal
Jugend spielt
Ordnung, undicht
Jugend balmt
Ihre vom Wissen

Damit die Wurzeln weiterwachsen

Valeria Koch war eine ungarndeutsche Dichterin, Schriftstellerin und Philosophin. Sie starb mit 48 Jahren, hinterließ aber ein Werk, das einen großen Beitrag zur Identität und dem Selbstbewusstsein der ungarndeutschen Gemeinschaft leistete. In Fünfkirchen/Pécs wurde vor zwanzig Jahren ein bilinguales Schulzentrum – mit Kindergarten, Grundschule und Gymnasium – nach ihr benannt. Dort wird jungen Menschen nicht nur die deutsche Sprache beigebracht, sie sollen auch das Erbe ihrer Vorfahren kennenlernen – und weiter in die Zukunft tragen.

Abschlussfeier 2026, Mitte Juni, in der Grundschulabteilung des Valeria-Koch-Bildungszentrums in der südungarischen Komitatshauptstadt Pécs, deutsch: Fünfkirchen. Mit Rosenblüten geschmückte Flure empfangen die Eltern, Großeltern und die Kinder, um den Abschluss der 58 jungen Menschen in den drei Klassen des achten Jahrgangs zu feiern. Zwei Moderatoren begleiten den Festakt zweisprachig, auf Ungarisch und Deutsch. Lieder werden gemeinsam gesungen, in beiden Sprachen. Und nachdem feierlich die ungarische Nationalhymne gespielt wurde, erklingt auch die Hymne der Ungarndeutschen.

Es ist für die meisten nur ein symbolischer Abschied: Fast alle Schülerinnen und Schüler der Bildungseinrichtung werden auch ab September wieder herkommen, ihre Gymnasialzeit beginnt in drei Monaten. Auch Lina und Ioannis Wehrmann bleiben der Schule treu. Die

Zwillinge zogen vor fünf Jahren aus Deutschland in die einstige Heimat ihrer ungarndeutschen Mutter. Dass sie auf die Valeria Koch Schule gehen wollten, stand für die Geschwister schnell fest. »Mir war wichtig, dass hier jeder Deutsch kann und mich versteht«, meint Lina. Sie besucht mit ihrem Bruder die gleiche Klasse 8/A. »Mir gefallen vor allem die Volkskundestunden. Ich habe viel über die Herkunft meiner Mutter erfahren.« Ihr Bruder Ioannis nahm sogar an einem Wettbewerb in Volkskunde teil – und gewann.

Manche von den Schülerinnen und Schülern verbrachten sogar schon ihre Kindergartenjahre in dieser Institution oberhalb der Stadt, dort, wo einst die Weinhänge waren. Unlängst feierte sie ihren 30. Geburtstag. »Damals war das Interesse an der deutschen Sprache und an den Traditionen besonders groß«, begründet Gábor Frank,



Schon in der Eingangshalle wird deutlich, dass die deutsche Sprache und die Traditionen der Ungarndeutschen im Vordergrund stehen. Sogar die Treppenstufen werden als Plakatfläche genutzt.
Foto © Christina Arnold

der erste Direktor der Bildungseinrichtung, die Initiative zur Gründung. Kindergarten, Grundschule und Gymnasium, ergänzt noch vom Wohnheim für die Kinder von auswärts, sind gleichermaßen von der ungarndeutschen Identität geprägt. Das Pausenklingelzeichen, die Klarinettenpolka, schlug schon Ibolya Hock-Englander, die folgende Direktorin und heutige Vorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen vor.

Es gehört ebenso mit zum besonderen Ausdruck der Schule, wie die Blaufärberstoffe als Zierde an den Wänden und die deutschsprachigen Gedichte überall. Aphorismen von Schiller und Goethe sind auf die Vorderseiten der Treppenstufen geschrieben und auf den Wänden in

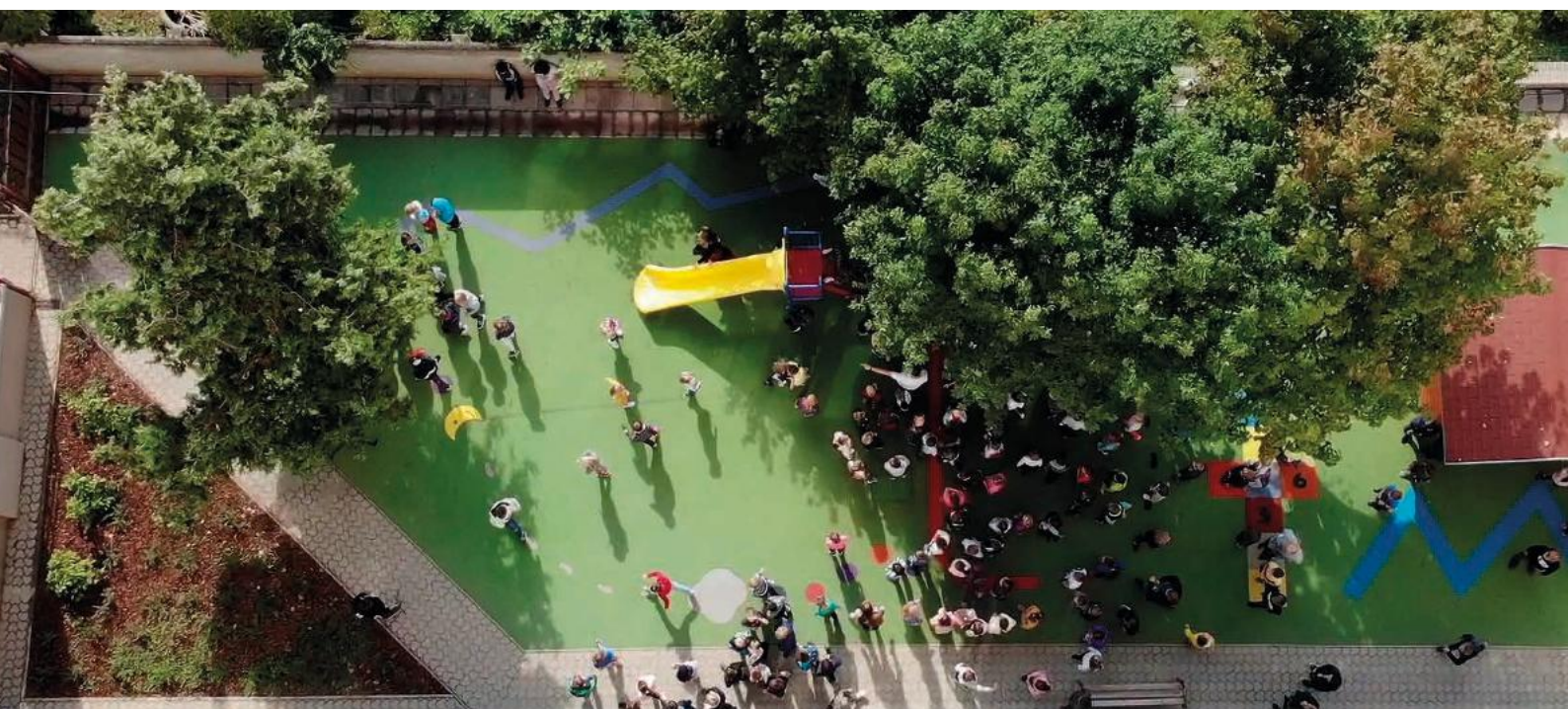
den Klassenzimmern finden sich Zitate von ungarndeutschen Dichtern und Dichterinnen, wie der Namensgeberin Valeria Koch. »Tag für Tag sollen die Kinder den Traditionen und der deutschen Sprache begegnen, und das auch im Pausenbereich, während sie das so beliebte Frikadellen-Sandwich verzehren«, sagt Hock-Englander. Die politische Landesvertretung der deutschen Nationalität, die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, ist Trägerin der Schule. Die Trägerschaft bietet viele zusätzliche Möglichkeiten, wie etwa die ständige Weiterbildung der fachlichen Kompetenzen der Lehrkräfte durch Kurse und Fortbildungen auch im Ausland.

Das Valeria-Koch-Bildungszentrum sieht sich als eine Begegnungsschule, wo nicht nur ungarndeutsche Kinder aufgenommen werden, nichtsdestotrotz gilt das ungarndeutsche Bildungsprogramm der Schule für alle, darauf liegt bis heute der Schwerpunkt. Fast die Hälfte der Schülerschaft kommt aus sogenannten schwäbischen Familien, so werden die Ungarndeutschen mit Sammelnamen im Alltagsgebrauch genannt.

An jeder Ecke in der Schule findet man etwas aus dem Leben der Ahnen, Gedenktafeln für besondere Persönlichkeiten oder geschichtliche Ereignisse wie die Vertreibung der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Trachten lernen die Schülerinnen und Schüler bei einem Quiz auf der Internetplattform Kahoot kennen, Volkstänze in der Sportstunde, Rezepte werden ausprobiert, statt sie auswendig zu lernen und immer wieder stehen Besuche in ungarndeutschen Dörfern an – der 1991 eingeführte Volkskundeunterricht stellt sich den neuesten Herausforderungen, um den Kindern den Stoff so erlebnisreich wie möglich zu vermitteln.



Zusammen mit der Großmutter eines Mitschülers backt die ganze Klasse schwäbische Salzkipfel (Bäckerkipfel). Und die Anleitung dafür fließt in die illustrierte Rezeptesammlung ein.
© Valeria-Koch-Bildungszentrum



Denn auch die Valeria-Koch-Schule muss um ihre Schüler kämpfen. Einst machten die Deutschen in Fünfkirchen drei- bis vierzig Prozent der Bevölkerung aus. In den 1990er Jahren war das Interesse für die deutsche Sprache und den zweisprachigen Nationalitätenunterricht so groß, dass alle Schulen der Stadt überfüllt waren und eine weitere Bildungseinrichtung erforderlich war. Das Schulgebäude wurde rundum erneuert, es bietet jetzt Platz für insgesamt fast neunhundert Lernende. Mittlerweile aber gehen landesweit aus demographischen Gründen die Schülerzahlen zurück – und zugleich ist das Angebot an guten Schulen hoch. Immer schon zählt die Valeria-Koch-Schule auch auf die Kinder von Familien aus den umliegenden Dörfern, wo die Assimilation noch nicht so vorangeschritten ist, und die deutsche Sprache in den Familien tatsächlich noch im Alltag gebraucht wird. Aber es braucht viel mehr als nur Schiller-Sprüche auf der Treppe und Blaufärber an den Wänden, damit sich die Eltern und ihre Kinder für diese Bildungseinrichtung entscheiden. »Ich habe hier vor zwei Jahren Abitur gemacht«, erzählt die Cousine der Zwillinge, Heidi Gerner. »Und weil ich diese Schule so mochte, habe ich sie gerne weiterempfohlen.« Mund-zu-Mund-Propaganda zählt bei der Schulwahl mehr als positive Statistiken.

Einer der wichtigsten Anziehungspunkte der Schule ist der Deutschunterricht auf hohem Niveau. Schon im Kindergarten der Bildungseinrichtung wird ausschließlich Deutsch gesprochen. So werden die Kinder auf die Herausforderung vorbereitet, nicht nur dem Deutsch-, sondern auch dem Mathematik-, dem Biologie- oder dem Geschichtsunterricht auf Deutsch zu folgen. »Das Interesse an guten Deutschkenntnissen hat zwar durch das Florieren der englischen Sprache deutlich nachgelassen, nichtsdestotrotz ist ein

deutsches Sprachdiplom ein Vorteil auf dem Arbeitsmarkt und bedeutet auch Pluspunkte bei Universitätsanmeldungen«, erklärt die derzeitige Direktorin Agnes Amrein-Pesti. Sie gibt aber auch zu, mit sinkenden Anmeldungen in den Gymnasialklassen zu kämpfen. Statt der geplanten drei Klassen starten ab September nur zwei ins neue Schuljahr.

Dabei sei die Existenz einer deutschen Schule sehr wichtig, findet sie. Denn die deutsche Minderheit habe in Ungarn immer schon eine Brückenfunktion zu den deutschsprachigen Ländern gehabt, sowohl auf politischer als auch auf wirtschaftlicher und ebenso auf kultureller Ebene. Die Schulkinder empfangen regelmäßig Schülergruppen aus Deutschland, Österreich oder der Schweiz und nehmen selbst an Austauschprogrammen teil. Amrein-Pesti sagt: »Viele Abiturienten setzen mittlerweile die erlangten Deutschkenntnisse in ihrem beruflichen Alltag ein. Sie arbeiten als Lehrer, Ärzte, Juristen, Politiker oder Diplomwirte und helfen, die Auslandsbeziehungen zu stärken und tragen zur Völkerverständigung bei.«

In der Grundschule ist der Festakt nach eineinhalb Stunden vorbei. Die Achtklässler betreten ein letztes Mal ihren Klassenraum. Die Ferien beginnen. Im September werden sie schon Gymnasiasten sein. Die Zwillinge Lina und Ioannis werden auf der Schule bleiben und eine Etage höher ziehen. Sie gehen in dieselbe Klasse, aber nebeneinander sitzen wollen sie lieber auch weiterhin nicht. Andere entscheiden sich, mit der guten Sprachausbildung an ein anderes Gymnasium in Fünfkirchen zu gehen. Fünfkirchen hat mehrere Elitelynasien zu bieten. Die Aufnahme an deutschen Universitäten ist oft eines der Ziele der Jugendlichen. Dafür ist die Valeria-Koch-Schule besonders geeignet, denn neben dem Abitur bietet sie auch ein deutsches Sprachdiplom, das einen nahtlosen Übergang in das deutsche Bildungssystem ermöglicht. Doch auch in Fünfkirchen gibt es die Chance, die deutsche Sprache im Rahmen eines Germanistikstudiums auf höchster Ebene zu studieren. Einige Absolvierende kehren nach einem solchen Abschluss als Lehrkraft in die Schuleinrichtung zurück.

Heidi Gerner studiert inzwischen auf Lehramt und möchte später als Unterstufenlehrerin in das Valeria-Koch-Bildungszentrum zurückkommen. Das ungarndeutsche Kulturerbe hat sie dabei besonders im Sinn. »Ich habe beispielsweise extra einen Tanzkurs belegt, damit ich eines Tages Voolkstanz unterrichten kann«, schwärmt die Studentin. Vielleicht werden dann zukünftig einmal ihre eigenen Schülerinnen und Schüler auf dem Abschlussfest der Achtklässler vortanzen.

Christina Arnold



Schon im Kindergarten werden die Kleinen an die deutsche Sprache herangeführt. Es darf aber auch viel gespielt werden.
© Valeria-Koch-Bildungszentrum

Hinweise

Musikalische Motive

Museum Retz / Südmährische Galerie
Znaimerstraße 7
2070 Retz, Österreich
Noch bis 26. Oktober 2026

Als Trägerin der Südmährischen Galerie im Museum Retz zeigt die Sudeten-deutsche Stiftung in einer opulenten Sonderausstellung Grafiken von Ferdinand Staeger (1880–1976) aus der Ostdeutschen Studiensammlung des Cellisten und Musikwissenschaftlers Helmut Scheunchen sowie aus eigenem Bestand. Der in Trebitsch/Třebíč geborene Maler und Grafiker schuf fein zisierte und detailreiche Grafiken, vielfach im Stil eines »mystischen Realismus«. Musik und Musiker sind darin häufige Motive.

Die Ausstellung *Ein Meister aus Südmähren! Die Musik im grafischen Werk von Ferdinand Staeger* zeigt eine



Im Böhmerwald, Farb-Steinzeichnung 1912
Werkauswahl aus rund sechzig Jahren. Seine unterschiedlichsten Bildinhalte entsprechen dem universellen Spektrum der Musik – in deren Wirken, in Bezug auf Empfindung und Eindruck, im gemeinschaftlichen, musikalischen Tun, im Konzert, beim Tanz und bei Festen, in Freude und Leid und im Trost.

Kommendes Jahr wird eine weitere Ausstellung von Ferdinand Staeger in der Südmährischen Galerie gezeigt – dann zur Literatur in seinem Werk.

Kaspar Lukas Teutsch:
Sizilianischer Garten, 2011,
Mischtechnik auf Papier

Teutsch – surreal, emotional, grotesk

Siebenbürgisches Museum
Schloss Horneck
74831 Gundelsheim a. N.
Noch bis 17. Januar 2027

Surreal-Phantastisches, Emotional-Tiefgründiges und Grotesk-Witziges findet sich im facettenreichen Werk des aus Kronstadt/Braşov in Siebenbürgen stammenden Künstlers Kaspar Lukas Teutsch, der am 2. Mai 2025 verstarb. Das Siebenbürgische Museum hat eine beeindruckende Auswahl seiner Arbeiten aus dem Nachlass des Künstlers als großzügige Schenkung erhalten. Anlässlich seines 95. Geburtstags und seines ersten Todestags zeigt das Grafikcabinet nun eine Sonderausstellung, die die Vielfalt und Tiefe seines Schaffens veranschaulicht. Um den Reichtum seines Œuvres erfahrbar zu machen, werden die Zeichnungen und Druckgrafiken im Laufe der Ausstellung ausgetauscht. So lädt die Schau dazu ein, in mehreren Besuchen immer wieder weitere Facetten dieses beeindruckenden Werks zu entdecken.

Vierbeinige Legenden

Westpreußisches Landesmuseum
Klosterstraße 21, 48231 Warendorf
Noch bis 18. Oktober 2026

Das Westpreußische Landesmuseum präsentiert eine Doppelausstellung des Kulturzentrums Ostpreußen unter dem Titel *Trakehner – Pferde, Menschen, Wege. Geschichte und Schicksal einer legendären Rasse*. Der erste



Ausstellungsteil widmet sich der Entstehung und Entwicklung des Landgestüts Trakehnen sowie der Bedeutung dieser edlen Pferderasse, die zu einem Synonym für Leistungsfähigkeit und Eleganz im ostmitteleuropäischen Raum wurde.

Der zweite Teil der Ausstellung – Die Flucht der Trakehner – knüpft daran an und beleuchtet das Schicksal der Pferde und ihrer Züchter während des und nach dem Zweiten Weltkrieg. In diesem Kontext wurden die Tiere zu einem Symbol für Verlust, Neuanfang und kulturelle Identität.



Foto links: © Sudetendeutsche Stiftung, oben: © Siebenbürgisches Museum Gundelsheim, Julia Mayerhöffer, Plakat: © Westpreußisches Landesmuseum

Die Ausstellung ist Teil des kooperativen Ausstellungsprojekts *Das Pferd in Kunst und Kulturgeschichte* mit Sonderausstellungen von Mai bis Oktober 2026 in den beteiligten Museen Dezentrales Stadtmuseum Warendorf, Westpreußisches Landesmuseum, Westfälisches Pferdemuseum im Allwetterzoo Münster und Museum Abtei Liesborn des Kreises Warendorf. Anlass ist der 200. Geburtstag des Nordrhein-Westfälischen Landgestüts in Warendorf.

Spurensuche

Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung
Stresemannstraße 90, 10963 Berlin
Noch bis 17. Januar 2027

Zum 35. Jahrestag des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrags bringt eine Sonderausstellung zum Thema *Ostgebiete/Ziemie Zachodnie. Eine deutsch-polnische Spurensuche* renommierte Fotografinnen und Fotografen aus beiden Ländern in einen visuellen Dialog über Erinnerung, Identität und Transformation.

Im Zentrum stehen deutsch-polnische Perspektiven auf einen gemeinsamen Erinnerungsraum in Polen. Für viele Deutsche sind die ehemaligen Ostgebiete des Deutschen Reiches mit Flucht und Vertreibung verbunden, mit der Erinnerung an den Verlust von Heimat und dem Fortleben dieser tiefgreifenden Erfahrungen in unzähligen Familiengeschichten. Sie sind Teil eines kollektiven Gedächtnisses, das Identitäten hierzulande bis heute prägt.

Aus polnischer Sicht bedeuten die *Ziemie Zachodnie* – die Westgebiete nach 1945 – etwas anderes: Die Zugezogenen waren selbst oft aus dem Osten vertrieben worden und trugen die Erfahrung der deutschen Besatzung in sich. Es ging um das Ankommen in der Fremde, einen schwierigen Neuanfang und eine von Deutschen geprägte Region, die erst langsam zur Heimat wurde. Die Perspektiven sind grundverschieden und doch untrennbar miteinander verflochten.



Blick in die Ausstellung *Ostgebiete/Ziemie Zachodnie*

Die künstlerischen Arbeiten der zehn Fotografinnen und Fotografen aus beiden Ländern zeigen, wie sich Spuren eines bis heute sichtbaren und spürbaren Prozesses, der durch Aneignung und Abschiednehmen gekennzeichnet ist, in Landschaften, Architekturen und familiären Erzählungen beiderseits der Oder eingeschrieben haben.

Kunst auf Körpern

Ostpreußisches Landesmuseum
Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg
Noch bis 18. Oktober 2026

In Kooperation mit Holger Trülzsch, Fotograf und künstlerischer Weggefährte von Vera von Lehnendorff, präsentiert das Ostpreußische Landesmuseum in der Sonderausstellung *The Seen and the Unseen. Holger Trülzsch & Vera Lehnendorff (Veruschka)* eine Auswahl von als fotografische Performances konzipierten Bodypainting-Fotografien.

Vera von Lehnendorff wurde 1939 in Königsberg geboren und wuchs auf Schloss Steinort auf. Ihr Vater war als Gutsherr in das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 involviert und wurde im Herbst desselben Jahres von den Nationalsozialisten hingerichtet. In den 1960er Jahren wurde sie als Fotomodel

entdeckt und erlangte bald unter dem Namen »Veruschka« internationale Berühmtheit.

Mit ihrer Rolle im Film *Blow-Up* von Michelangelo Antonioni etablierte sie sich auch als Schauspielerin. Sie gilt als eine der Ikonen der 1960er und der 1970er Jahre und als erstes deutsches Supermodel.

Zusammen mit Holger Trülzsch schuf sie unterschiedliche Fotoprojekte, in deren Mittelpunkt die Inszenierung und künstlerische Verfremdung ihres Körpers mittels Bodypainting stand. Die beiden sind damit frühe Pioniere der Kunst der Körperbemalung. Ihre Werke wurden bereits in den renommiertesten Museen in den USA und Europa gezeigt, unter anderem in New York, Paris und Mailand.





Wo das Licht war, dort war Ungarn

In den 1980er Jahren gehörte das von dem kommunistischen Diktator Nicolae Ceaușescu regierte Rumänien zu den repressivsten Regimen in Europa. Perspektivlosigkeit, ideologischer Druck, politisch, aber auch ethnisch motivierte Schikanen sowie eine extrem schlechte Versorgungslage bewogen vor allem Angehörige der ungarischen und der deutschen Minderheiten zu lebensgefährlichen Fluchtversuchen. Der Künstler Stefan Gndt aus Fienen/Foieni im Sathmarer Gebiet ist einer von ihnen. Dawid Smolorz hat seine Geschichte aufgeschrieben.

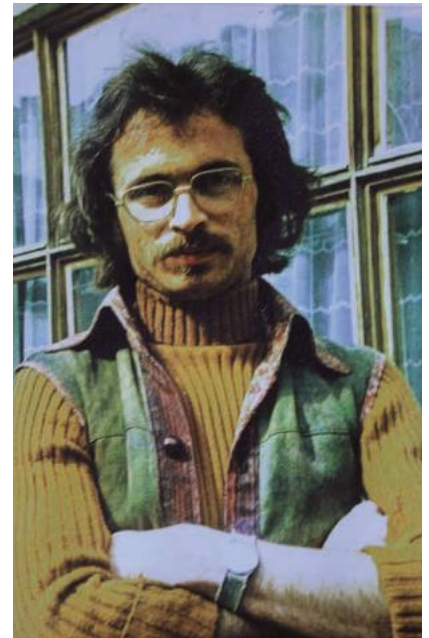
Im September 1988 erreichte bei Stefan Gndt die Verzweiflung ihren Höhepunkt. Der 36-jährige Sathmarer Schwabe konnte sich nicht vorstellen, sein Leben in einem Land zu verbringen, in dem Freiheit und Menschenrechte nichts bedeuteten. Er hatte bereits dreieinhalb Jahre zuvor bei den rumänischen Behörden einen Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland gestellt. Damit hatte sich der Maler und Grafiker in den Augen des Regimes zum Staatsfeind erklärt. Regelmäßig musste er sich fortan zu Verhören bei dem berüchtigten Sicherheitsdienst Securitate einfinden, die zum Teil auch nachts stattfanden. Mehrmals wurde er gefragt, warum er das Land verlassen wollte. Gndt war klar, würde er auch nur ein schlechtes Wort über das sozialistische Rumänien verlieren, würde er im Gefängnis landen. Als er den Beamten mitteilte, dass er bereits eine von den Behörden der Bundesrepublik ausgestellte Aufnahmebescheinigung als Aussiedler besitze, reagierte einer auf Deutsch mit den Worten: »Wir sind hier in Rumänien. Wir scheißen auf Papiere aus Deutschland.« Die Sache schien aussichtslos.

In Ungarn dagegen schritt die Liberalisierung immer weiter fort. Stefan Gndt erfuhr aus zuverlässiger Quelle, dass dort Flüchtlinge aus Rumänien nicht mehr automatisch abgeschoben wurden. »Ich versuch's«, sagte er eines Tages zu seiner Frau. Sie und die gemeinsame Tochter sollten nachkommen, wenn die Flucht gelingen würde.

Die Grenzen zu Ungarn und Jugoslawien waren streng bewacht und bei Fluchtversuchen machte der rumänische Grenzschutz nicht selten von der Schusswaffe Gebrauch. Manchmal wurden fast totgeschlagene Gestalten von Beamten zur Abschreckung durch die Grenzorte geführt, hatten die Gndts gehört. Dem Ehepaar war daher klar, dass ihn entweder Tod oder Misshandlungen oder eine jahrelange Freiheitsstrafe erwarten würde, falls er keinen Erfolg haben sollte. Die Verzweiflung und der Wille, in Freiheit zu leben, waren jedoch stärker als die Angst.

Am 15. September 1988 verabschiedete sich Gndt von Frau und Tochter, verließ die gemeinsame Wohnung in Neustadt/Baia Mare im Nordwesten Rumäniens und fuhr zu seinen Eltern nach Fienen, die er in seine Pläne einweihte. Um

Stefan Gndt
während seines
Studiums in
Temeswar/Timișoara,
1970er Jahre.



Mitternacht verließ Stefan Gndt das Elternhaus. Bis zur ungarischen Grenze war es von hier aus nicht mehr weit. Er hatte kein Gepäck bei sich, nur seine rumänischen und deutschen Dokumente, in Plastikfolie eingeschweißt.

Es nieselte. Der ferne Schein von Laternen zeigte ihm den Weg. Aufgrund der Wirtschaftskrise schaltete man in den rumänischen Dörfern die Straßenbeleuchtung spätabends aus. Wo Licht war, dort war Ungarn. Langsam und vorsichtig schlich er sich in Richtung des ebenfalls schwäbischen, aber schon auf der anderen Seite der Grenze gelegenen Ortes Wahlei/Vállaj. Schutz boten ihm große Maisfelder. Nach einem etwa einstündigen Marsch kam er an den immer sauber gepflügten, mehrere Meter breiten Spurensicherungstreifen, der sich parallel zur eigentlichen Grenzlinie zog. Er beschloss, abzuwarten. Vielleicht lagen ja irgendwo rumänische Grenzsoldaten auf der Lauer. »Wer Geduld hat, der gewinnt. Bloß nicht losrennen«, dachte er sich. Fast zwei Stunden verbrachte er auf dem nassen Boden liegend. In der Ferne verhallte das Rattern einer Kalaschnikow, begleitet von Signalaraketen – wahrscheinlich ein anderer Fluchtversuch. Als es wieder still wurde, sagte sich Gndt: »Jetzt!« Er stand auf, rannte über die Grenzlinie und lief mehrere hundert Meter durch Matsch und Mais weiter, um sich in sichere Entfernung vom rumänischen Staatsgebiet zu bringen.

Als sich sein Atem wieder beruhigt hatte, setzte er seinen Marsch in Richtung Wahlei fort. An der Ortskirche stand eine kleine Holzbaracke, aus der ein ungarischer Grenzsoldat herauskam, als Gndt sich näherte. In fließendem Ungarisch erklärte er dem überraschten Beamten, dass er

Das Gemälde *Vae Victis*, übersetzt: »Wehe den Besiegten«, von Gndt soll die Hilflosigkeit gegenüber den Machthabern ausdrücken.



Stefan Gndt bei der Arbeit
in seinem Atelier in Ungarn

Sein nächstes Ziel war Debrecin/Debrecen, wo Bekannte seiner Schwiegermutter lebten. Vom Grenzschutz bekam er das Zugticket, ein Sandwichpaket und die Anweisung, sich im dortigen Polizeipräsidium zu melden. Es wurde ihm angeboten, in Ungarn zu bleiben, aber er lehnte dankend ab. Sein Ziel war die Bundesrepublik. Auf Grundlage seiner Aussiedler-Bescheinigung bekam er in der deutschen Botschaft gleich an Ort und Stelle einen vorläufigen Reisepass, der ihn zu einer einmaligen Einreise in die Bundesrepublik berechnete. Umgehend bekam er auch vom Budapester Innenministerium die offizielle Ausreisegenehmigung. Noch am selben Tag stieg Gndt in einen Zug nach Wien, von wo aus es weiter nach Deutschland ging.

In der Sozialistischen Republik Rumänien wurde Gndt in einem Prozess in Abwesenheit zu einer Freiheitsstrafe von zwei Jahren verurteilt. Gleichzeitig versuchte die Securitate, seine Frau durch Verhöre einzuschüchtern. Deshalb zog sie mit der Tochter zu ihren Eltern nach Großkarol/Carei. Nachbarn plünderten ihre Wohnung, später beschlagnahmten die Behörden sie. Erst ein Jahr nach seiner Flucht, drei Monate vor dem Sturz des kommunistischen Diktators, gelang es Gndt, die

soeben aus Rumänien geflohen sei. Dieser verständigte seinen Vorgesetzten und schon etwa zehn Minuten später wurde der erschöpfte Flüchtling von einem Geländewagen abgeholt und nach Bathor/Nyírbátor gebracht, wo sich eine große Grenzschutz-Kaserne befand. Dort bekam Gndt die Möglichkeit zu duschen. Und vor dem Verhör wurde ihm von einem Hauptmann ein Gläschen Schnaps angeboten.

Am nächsten Tag wollten zwei Herren in Anzügen – Gndt vermutete Angehörige der ungarischen Staatssicherheit – alles über die Herkunft des Sathmarer Schwaben und den Verlauf seiner Flucht wissen. Der gelernte Werbegrafiker brachte die Beamten mit seiner exakten Skizze der Fluchtroute ins Staunen. Als sich herausstellte, dass der Vater eines der Beamten aus einem Fienen benachbarten Ort stammte, konnte Gndt durch seine Kenntnis der Gegend den letzten Zweifel ausräumen. Die Frage »Und was wollen Sie jetzt machen?« bedeutete, dass er den Sprung in die Freiheit geschafft hatte. Erleichtert rief Gndt seine Frau an.

Flucht seiner Frau und der mittlerweile zehnjährigen Tochter zu organisieren.

Heute lebt das Ehepaar Gndt in Deutschland und in Ungarn, rund dreißig Kilometer von der Grenze entfernt, die Stefan Gndt 1988 illegal überquerte. In seinen Gemälden bezieht er sich oft auf Elemente der schwäbischen Identität. Unter anderem hat er das Wappen des Deutschen Forums in Nordsiebenbürgen entworfen. Seit 2008 organisiert er jährlich internationale Kreativcamps für talentierte Künstlerinnen und Künstler in einem der sathmarschwäbischen Orte in Rumänien. 2021 wurde er für sein Werk von der Stadt Großkarol mit dem Titel »Pro Urbe« ausgezeichnet.

Erst seit Januar 2025 darf die Grenze, die damals zwei kommunistische Staaten, aber dennoch zwei Welten voneinander trennte, ohne Kontrollen und an beliebiger Stelle überquert werden. Die Aufnahme Rumäniens in den Schengen-Raum machte es möglich. Stefan Gndt hat diese Grenze schon unzählige Male passiert. Nur bei Dunkelheit nicht, dagegen sträubt er sich bis heute.

Dawid Smolorz

Impressum

Herausgeber:
Deutsches Kulturforum
östliches Europa e.V.
Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam
+49 331 20098-0
www.kulturforum.info
redaktion@kulturkorrespondenz.de

© 2026. Alle Rechte
vorbehalten.

Diese Publikation wurde vom
Bundesministerium des Innern
gefördert.

Redaktion:
Renate Zöller,
Judith Hördt, Susanne Šemelé
V.i.S.d.P.: Dr. Harald Roth

Die namentlich gekennzeichneten
Beiträge geben die Meinung
der Autorin/des Autors wieder,
nicht die Meinung der Redaktion
oder des Herausgebers.
Textnachdruck in Zeitungen und
Zeitschriften ist grundsätzlich
möglich, jedoch nur nach
Rücksprache mit der Redaktion.

Titelbild:
© Renate Zöller
Foto Rückumschlag:
© Sandra Geiger/Adobe Stock
Reihengestaltung:
Saskia Aberle
Gestaltung und Satz:
Kraus PrePrint,
Landsberg am Lech
Druck: Druckhaus Köthen

Die Bezugsgebühr beträgt
jährlich 22 € (Print u. Digital).
Das Digitalabo (PDF) beträgt
jährlich 15 €. E-Paper-Abos für
Auszubildende und Studierende
sind kostenfrei.

Kontakt für (Geschenk-)
Abonnement, Zustellung und
Adressänderungen:
abo@kulturkorrespondenz.de



Fundstück

Zirkusluft

Unsere Leserin Dorothee Haslach stutzte, als sie im Februar Maria Lufts Artikel *Der Einzug der Elefanten* in der Ausgabe *Vergnügen und Unterhaltung* (Q1, 2026) der *Kulturkorrespondenz* las. Es ging darin um den Zirkus Busch, der Breslau Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts auf die Bühne der Weltgeschichte hob. In ihrer Privatsammlung befindet sich nämlich die Zigarettendose eines Moskauer Silber Schmiedes mit der Gravur »Harry Rolando Eisenkönig«.

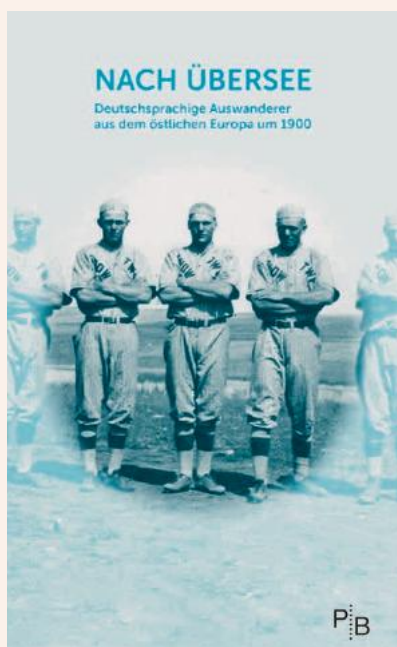
Der hieß eigentlich Siegmund Sische Breitbart (1883–1925) und wurde 1920 vom Zirkus Busch engagiert. Mit seinen bühnenwirksam inszenierten Kraftleistungen avancierte er als »Eisenkönig« zur Hauptattraktion des Zirkus Busch. Vor Publikum bog der »stärkste Mann der Welt« Eisenstangen zu Blumenmustern, biss Eisenketten durch, brach Hufeisen in zwei Hälften oder zog ganze Wagen voller Passagiere mit seinen Zähnen durch die Manege.

Dorothee Haslach/KK

Fotos: © Dorothee Haslach



Schiffe verbanden die Menschen an den Küsten und Flüssen des östlichen Europa schon lange bevor Eisenbahn und Automobil ihren Siegeszug antraten. Von den Hansestädten der Ostsee bis zu den Häfen am Schwarzen Meer waren Wasserstraßen wichtige Handelswege. Die nächste Ausgabe der *Kulturkorrespondenz* widmet sich dem Transport auf dem Wasser.



Nach Übersee

Deutschsprachige Auswanderer aus dem östlichen Europa um 1900

Aus der Neumark, aus Böhmen, aus der Bukowina, aus Galizien, von der Donau, aus Siebenbürgen und aus verschiedenen Regionen des Russischen Reichs stammte eine große Zahl der Auswandernden, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ihr Glück in Übersee suchten. Um Armut, Arbeitslosigkeit, Landknappheit, religiöser oder politischer Unfreiheit in der Heimat zu entinnen, machten sich auch viele deutschsprachige Bewohnerinnen und Bewohner dieser Gebiete auf den Weg – nach Amerika, Australien, Neuseeland, Südamerika oder Kanada.

Mit Beiträgen von Ingrid Bertleff, Wolfgang Grams, Wilfried Heller, Klaus Hödl, Göz Kaufmann, Anitta Maksymowicz, Jochen Oltmer, Halrun Reinholz, Harald Roth, Eric J. Schmaltz und Tobias Weger

Mit Duoton-Abb., ausführlichen Registern u. Karten

303 S., Broschur

€ [D] 5,-/€ [A] 5,20 (UVP,

früher: € [D] 9,80/€ [A] 10,-)

ISBN 978-3-936168-70-9

Potsdamer Bibliothek östliches Europa

Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages